P.O. germ.

1426

88

Storm
Schriften

7.8

P.O. germ. 1426 Rh

47.8

P. o. germ. 1426 Jh

Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Band 7.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Storm's gesammelte Schriften.

7.8

P. o. germ. 1926 fh

7.8

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Erste Gesammtausgabe.

Zehn Bände.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1877.

Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Band 7.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des siebenten Bandes.

Gedichte.

Begrabe nur dein Liebstes 3
Verloren 4
Geflüster der Nacht 5
Mein jüngstes Kind 6
An Kl. Groth 7
Ueber die Haide 8
Waisenkind 9
Ritornelle 10
Cornus Suecia 11
Sprüche des Alters 12
Engel-Ehe 13
Letzte Einkehr 15

Draußen im Haidedorf (1871) 17
Viola tricolor (1873) 79
Beim Vetter Christian (1872) 141

Victor-Scheffel Nr. 16 15

Gedichte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Begrabe nur dein Liebstes.

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.
— So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend' Wort zu lauter Rede schwoll;
Und nicht der Stillsten einer war ich selbst.
Der Wein schoß Perlen im krystallnen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; —
Da plötzlich in dem hellen Tosen hört' ich
— Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen —
Aus weiter Ferne hört ich eine Stille,
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd', doch süß, daß ich erbebte:
„Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!"

Verloren.

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal besessen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch was es war, ist mir vergessen.
Vielleicht — am fernen Waldesrand,
Wo ich im lichten Junimorgen
— Die Kinder klein und klein die Sorgen —
Mit dir gesessen Hand in Hand,
Indeß vom Fels die Quelle tropfte,
Die Amsel schallend schlug im Grund,
Mein Herz in gleichen Schlägen klopfte,
Und glücklich lächelnd schwieg dein Mund;
In grünen Schatten lag der Ort —
Wenn nur der weite Raum nicht trennte,
Wenn ich nur dort hinüber könnte,
Wer weiß! — vielleicht noch fänd' ich's dort.

Geflüster der Nacht.

Es ist ein Flüstern in der Nacht,
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht;
Ich fühl's, es will sich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet sind?
Oder ist's Unheil aus künftigen Tagen,
Das emsig drängt sich anzusagen?

Mein jüngstes Kind.

Ich wanderte schon lange,
Da kamest du daher;
Nun gingen wir zusammen,
Ich sah dich nie vorher.

Noch eine kurze Strecke,
— Das Herz wird mir so schwer —
Du hast noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr.

An Kl. Groth.

Wenn't Abend ward,
Un still de Welt un still dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
Du hörst den Parpendikelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finster 'rin,
Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens lävt un lacht, —
Dat is so wat vör't Minschenhart,
Wenn't Abend ward.

Ueber die Haide.

Ueber die Haide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher,
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Waisenkind.

Ich bin eine Rose, pflück' mich geschwind!
Bloß liegen die Würzlein dem Regen und Wind.

Nein, geh nur vorüber und laß du mich los!
Ich bin keine Blume, ich bin keine Ros'.

Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind,
Ich bin nur ein vater= und mutterlos Kind.

Ritornelle.

Blühende Myrthe —
Ich hoffte süße Frucht von dir zu pflücken;
Die Blüthe fiel, nun seh' ich, daß ich irrte.

Schnell welkende Winden —
Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht' ich
An eurem Zaun, und konnte sie nicht finden.

Muskat=Hyazinthen
Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz; weltfern, weit, weit dahinten!

Cornus Suecica.

Eine andre Blume hatt' ich gesucht —
Ich konnte sie nimmer finden;
Nur da, wo Zwei beisammen sind,
Taucht sie empor aus den Gründen.

Sprüche des Alters.

1.

Vergessen und vergessen werden —
Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese Beiden
Zu lernen und zu leiden.

2.

Dein jung Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt thät' richten.

Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm deinen jung Genossen mit.

Sie wandern nach dem Glücke,
Sie schau'n nicht mehr zurücke.

Engel-Ehe.

Wie Federwisch und Bürste sie regiert!
Glas und Geräth, es blitzt nur Alles so
Und lacht und lebt! Nur, ach, sie selber nicht!
Ihr schmuck Gesicht, dem Manne ihrer Wahl,
Wenn ihre wirthschaftliche Bahn er kreuzt,
Gleich einer Maske hält sie's ihm entgegen;
Und fragt er gar, so wirft sie ihm das Wort,
Als wie dem Hunde einen Knochen, zu.
Denn er ist schuld an Allem, was sie plagt,
Am Trotz der Mägde, an den großen Wäschen,
Am Tages-Mühsal und der Nächte Wachen,
Schuld an dem schmutz'gen Pudel und den Kindern! —
Und Er? — Er weiß, wenn erst der grimme Tod
Das Antlitz ihm zu prägen nur beginnt,
Dann wird, der doch in jedem Weibe schläft,
Der Engel auch in seinem Weib erwachen;
Ihr eigen Weh bezwingend wird sie dann,
Was aus der Jugend Süßes ihr verblieb,
Heraufbeschwören; leuchten wird es ihm
Aus ihren Augen, lind wie Sommerathem

Wird dann ihr Wort zu seinem Herzen gehn. —
Doch wähnet nicht, daß dies ihn tröste! Nein,
Den künft'gen Engel, gräulich haßt er ihn;
Er magert ab, er schlottert im Gebein,
Er wird daran ersticken jedenfalls.
Doch eh' ihm ganz die Kehle zugeschnürt,
Muß er sein Weib in Himmelsglorie sehn;
Die Rede, die er brütend ausstudirt,
Womit vor seinem letzten Athemzug,
Jedwedes Wort ein Schwert, auf einen Schlag
Er alles Ungemach ihr hat vergelten wollen,
Er wird sie nimmer halten; Segen=Stammeln
Wird noch von seinen todten Lippen fliehn.
Das Alles weiß er, und es macht ihn toll;
Er geht umher und fluchet innerlich.
Ja, manches Mal im hellsten Sonnenschein
Durchfährt es ihn, als stürz' er in das Grab.
Es war sein Weib; sie sprach ein sanftes Wort.
Und zitternd blickt er auf. — „O Gott sei Dank!
Noch nicht, noch nicht das Engels=Angesicht!"

Letzte Einkehr.

Noch wandert er; doch hinter ihm
Schon liegen längst die blauen Berge;
Kurz ist der Weg, der noch zu gehn,
Und tief am Ufer harrt der Ferge.

Doch blinket schon das Abendroth
Und glühet durch das Laub der Buchen;
So muß er denn auch heute noch
Wie sonst am Wege Herberg suchen.

Die liegt in grünen Ranken ganz
Und ganz von Sonnenschein umglommen:
Am Thore steht ein blondes Kind,
Und lacht ihn an und sagt Willkommen.

Seitab am Ofen ist der Platz;
Schon kommt der Wirth mit blankem Kruge.
Das ist ein Wein! — So trank er ihn
Vor Jahren einst in vollem Zuge.

Und endlich schaut der Mond herein
Von draußen durch die dunklen Zweige;
Es wird so still; der alte Mann
Schlürft träumerisch die letzte Neige.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein lauschend Ohr geneigt,
Ob Jemand klopf' und nach ihm frage.

Draußen im Haidedorf.

(1871.)

Es war an einem Herbstabend; ich hatte in der Amtsvogtei ein paar am Mittage eingebrachte Holzfrevler vernommen und ging nun langsam meinem Hause zu. Die Gaserleuchtung war derzeit für unsere Stadt noch nicht erfunden; nur die kleinen Handlaternen wankten wie Irrlichter durch die dunklen Gassen. Einer dieser Scheine aber blieb unverrückt an derselben Stelle und zog dadurch meine müßigen Augen auf sich.

Als ich näher gekommen war, sah ich vor dem Wirthshause, wo damals die nach Ost belegenen Dörfer ihre Anfahrt hatten, noch einen angeschirrten Bauerwagen halten; der alte Hausknecht stand mit der Stallleuchte daneben, während die Leute sich zur Abfahrt rüsteten.

„Macht fertig, Hinrich!“ sprach es vom Wagen herab; „Ihr habt nun genug gealbert! Carsten Krü-

ger's und Carsten Decker's Frau warten alle Beid' auf ihre Stunde; es läßt mir nicht Ruh' mehr." — Die etwas ältliche Stimme kam von einer breiten, anscheinend weiblichen Person, welche, in Tücher und Mäntel eingemummt, unbeweglich auf dem zweiten Wagenstuhle saß.

Ich war unwillkürlich an der Ecke der hier abgehenden Querstraße stehen geblieben. Wenn man stundenlang gearbeitet hat, so sieht man gern einmal die anderen Menschen eine Scene vor sich abspielen, und der Knecht hielt die Leuchte hoch genug, daß ich Alles bequem betrachten konnte.

Neben einer jugendlichen Frauengestalt, deren Wuchs sich auffallend von der gedrungenen Statur unserer gewöhnlichen Landmädchen unterschied, stand ein junger Bauer, dessen blondes krauses Haar unter der Tuchmütze hervorquoll; in der einen Hand hielt er Zügel und Peitsche, mit der anderen hatte er die Lehne eines hölzernen Stuhles gefaßt, der zum Auftritt an den Wagen gerückt war. Es lag etwas Brütendes in dem Gesicht des jungen Menschen; der breite Stirnknochen trat so weit vor, daß er die Augen fast verdeckte. — „Komm, Margreth, steig'

nun auf!“ sagte er, indem er nach der Hand des Mädchens haschte.

Aber sie stieß ihn zurück. „Ich brauch' dich nicht!“ rief sie. „Paß du nur deine Braunen!“

„So laß doch die Narrenspossen, Margreth!“

Auf diese mit kaum verhehlter Ungeduld gesprochenen Worte wandte sie den Kopf. Bei dem Schein der Leuchte sah ich nur den unteren Theil des Gesichtes; aber diese weichen, blassen Wangen waren schwerlich jemals dem Wetter der ländlichen Saat- und Erntezeit preisgegeben gewesen; was mir besonders auffiel, waren die weißen spitzen Zähne, die jetzt von den lächelnden Lippen bloßgelegt wurden.

Sie hatte dem jungen Menschen auf seine letzten Worte nichts erwiedert; aber nach der Haltung des Kopfes konnte ich annehmen, daß ihre Augen jetzt die Antwort gaben. Zugleich trat sie leise mit einem Fuße auf den Holzstuhl, und als er sie nun umfaßte, ließ sie sich weich an seine Schulter sinken, und ich bemerkte, wie ihre Wangen eine Weile an einander ruhten. Ich sah aber auch, wie er sie nach dem vorderen Wagensitze hinzudrängen suchte; allein sie entschlüpfte ihm und hatte sich im Augenblick auf dem

zweiten Stuhl neben der dicken Frau zurecht gesetzt, die jetzt wieder ein „Mach' fertig, Hinrich, mach' fertig!" aus ihren Tüchern herausrief.

Der junge Bauer blieb noch wie unentschlossen an dem Wagen stehen. Dann zupfte er dem Mädchen an den Kleidern. „Margreth!" stieß er dumpf hervor, „setz' dich nach vorne, Margreth!"

„Viel Dank, Hinrich!" erwiederte sie laut; „ich sitz' hier gut genug."

Der junge Mensch riß heftiger an ihren Kleidern. „Ich fahr' nicht ab, Margreth, wenn du nicht bei mir sitzen willst!"

Jetzt bog sie sich über den Rand des Sitzes zu ihm herab; ich sah ein Paar dunkle Augen in dem blassen Antlitz blitzen, und die weißen Zähne wurden wieder sichtbar zwischen den üppigen Lippen. „Willst du dich schicken, Hinrich!" sprach sie leise, fast wie mit verheißender Zärtlichkeit, „oder sollen wir ein ander Mal mit Hans Ottsen zur Stadt fahren? Er hat mich oft genug darum geplagt."

Der junge Mann murmelte etwas, das ich nicht verstand; dann sprang er ungestüm zwischen die Pferde durch auf den vorderen Wagensitz, knallte ingrimmig

mit der Peitsche und riß in die Zügel, daß die Braunen sich steil in die Höhe bäumten. Und gleich darauf, unter dem Aufschrei der Frauen, rasselte das Gefährt in die Nacht hinaus, daß der Holzstuhl vom Rade getroffen zertrümmert auf das Pflaster stürzte und der alte Hausknecht mit einem „Gott bewahr' uns in Gnaden" zurücktaumelte und dann scheltend mit seiner Leuchte durch die Hausthür verschwand.

Wie ein Schattenspiel war Alles vorüber; und nachdenklich setzte ich meinen Weg nach Hause fort.

* * *

Etwa ein halbes Jahr danach wurde in der Amtsvogtei der Tod des Eingesessenen Hinrich Fehse zur Anzeige gebracht, der in einem der Ostdörfer eine große, aber, wie mir bekannt war, stark verschuldete Bauernstelle besaß. Da er außer seiner Wittwe und einem mündigen Sohne gleiches Namens zwei unmündige Kinder hinterließ, so mußte die Masse in gerichtliche Behandlung genommen werden. Zum Vormunde der Unmündigen wurde, in Ermangelung naher Verwandten, auf den Wunsch der Wittwe der frühere Küster des Dorfes bestellt; ein Mann, der während

seiner Amtsführung sich weniger um die ihm anvertraute Jugend, als um seinen schon derzeit nicht geringen Landbetrieb bekümmert hatte; seit Niederlegung des Amtes aber seinen einstigen Schülern um so mehr in allen Vorkommnissen des Lebens mit seinem oft nur allzu weltklugen Rath zur Seite stand.

Als ich am Tage der Erbregulirung in die Gerichtsstube trat, fand ich den gewichtigen Mann schon in eifriger Durchsicht der Documente neben dem Pulte des Gevollmächtigten sitzen. Nachdem er mich durch seine runden Brillengläser erkannt hatte, strich er bedächtig die Seitenhärchen über seinen kahlen Scheitel und stand dann auf, um mich mit der ihm eigenen Würde zu begrüßen. Zugleich wies er auf einen jungen Menschen, der sich bei meinem Eintritt gleichfalls von einem Stuhl erhoben hatte, und sagte: „Das hier, Herr Amtsvogt, ist Hinrich Fehse, der älteste Sohn des Verstorbenen."

Mir war in diesem Augenblick, als sei ich diesem eckigen Kopfe schon sonst einmal begegnet; nur über das Wie und Wo konnte ich nicht ins Reine kommen. Aber wohl niemals hatte ich auf einem jugendlichen Antlitz einen solchen Ausdruck gleichgültiger Ver-

drossenheit gesehen; die grauen tiefliegenden Augen schienen es kaum der Mühe werth zu halten, die Wimpern zu mir aufzuheben.

Drüben an der Wand saß eine alte Bäuerin mit harten Zügen und dunklen Augenbrauen, das graue Haar unter das schwarze Käppchen zurückgestrichen; sie saß unbeweglich und hielt ihre Hände mit dem Sacktuch auf der blaugedruckten Leinwandschürze. Das war die Wittwe des verstorbenen Hufners Hinrich Fehse.

Es war mir darum zu thun, die etwas verwickelte Angelegenheit zunächst mit dem Küster allein zu besprechen, und ich trat deshalb mit ihm in mein nebenan liegendes Arbeitszimmer.

„Die Stelle wird sich schwerlich für die Familie halten lassen," sagte ich, zugleich das Inventurprotocoll der Masse vor ihm aufschlagend: „wir werden leider zum Verkauf genöthigt sein."

Der Küster sah mich mit seinen runden Augen an. „Das bin ich nicht der Meinung!" sagte er dann im gewichtigen Schulton.

Ich wies auf die lange Reihe der im Protocoll verzeichneten Schulden. „Wenn das Altentheil der Wittwe noch dazu kommt, so wird dem Annehmer der

Stelle nicht genug bleiben, um auch noch die Erb=theile der Geschwister auszukehren."

„Das allerdings nicht!" Und der würdevolle Mann klemmte die fleischigen Lippen ein und blickte auf mich mit einer Sicherheit, als ob er das Gegen=mittel schon fix und fertig in der Tasche hätte.

„Und trotz dessen," fragte ich wieder, „wollen Sie ihn die große Hufe übernehmen lassen?"

„Das wäre so meine Meinung!"

„Und das Geld, woher wollen Sie das bekommen?"

„Dafür müßte freilich schon gesorgt sein!" Und er nannte die Tochter eines wohlhabenden Hufners aus demselben Dorfe. „Gestern," fuhr er fort, „haben wir bereits den Verspruch gefeiert, und die Fehse'sche Stelle kann nun von den beiden jungen Leuten ge=meinschaftlich übernommen werden."

Der Küster legte die Hände auf den Rücken, und erwartete gehobenen Hauptes den Ausdruck meiner Bewunderung. Mir aber war es unter dieser Eröff=nung plötzlich klar geworden, wo ich dem jungen Hinrich Fehse schon begegnet sei. Ich sah ihn wieder neben jenem gefährlichen Mädchen am Wagen stehen und hörte ihn sein düsteres „Margreth, Margreth!"

ausstoßen. — „Mir ist," sagte ich endlich, „als hätte ich Ihren Bräutigam schon auf anderen Wegen getroffen! Hat etwa die Hebamme Ihres Dorfes eine besonders hübsche Tochter?"

„Also das wissen Herr Amtsvogt auch schon!" erwiederte etwas überrascht der Küster. „Nun, wir haben das Mädchen sechs Meilen weit in die Stadt als Nähjungfer vermiethet, und morgen geht sie dahin ab. Mit solider Bauernarbeit hat die Mamsell sich doch ihr Lebtag nicht befassen mögen."

Ich mußte lachen. „Und wie haben Sie denn das nur wieder fertig gebracht?"

Das selbstzufriedene Lächeln im Gesichte des Küsters zuckte so tief, als es die starken Wangen zuließen. „Mit Erlaubniß, Herr Amtsvogt, für Geld kann man den Teufel tanzen lassen, warum denn nicht ein altes Weib!"

„In der That, Sie haben mehr als Recht; und die Tochter der Hebamme ist voraussetzlich ohne Mittel?"

„Mit dem glatten Gesicht, Herr Amtsvogt, konnte uns nicht gedient sein, und sonst ist nichts da, was sie hätte in die Wirthschaft bringen können. Ueberdies,"

und er stimmte seinen Ton zu vertraulichem Flüstern, „ihr Großvater war ein Slovak von der Donau und, Gott weiß wie, bei uns hängen geblieben; dazu die alte Hebamme mit ihrem Kartenlegen und Geschwulstbesprechen, womit sie den Dummen die Schillinge aus der Tasche lockt — das hätte übel gepaßt in eine alte Bauernfamilie!"

„Und hat sich denn Ihr Hinrich so leicht von jenem Mädchen trennen lassen?" fragte ich noch einmal.

Der Küster setzte seinen weltklugen Kopf in Positur. „Wenn ich es gerad' heraussagen soll," erwiederte er ausweichend, „es war noch ganz die Frage, ob die Dirne ihn genommen hätte; da sind noch Andere, die sie hinter sich herzieht und die schwerer ins Gewicht fallen. Die junge Frau aber wird nicht mit ihm betrogen, denn das muß ihm Jeder lassen, ein Bauer ist er aus dem Fundament!"

Unsere Unterredung war zu Ende. Von Gerichtswegen war gegen den gemachten Vorschlag nichts einzuwenden; im Gegentheil, alle Schwierigkeiten wurden dadurch wie von selbst gelöst.

— — Als wir wieder in die Gerichtsstube traten, hatte sich dort inzwischen auch die Braut mit ihrem

Vater eingefunden. Sie mußte fast um zehn Jahre älter sein, als der ihr bestimmte Bräutigam; das Gesicht war wohlgeformt, aber reizlos, wie es bei denen zu sein pflegt, die schon mit ihrer Kinderseele um den Erwerb gerechnet haben; das fahlblonde Haar zeigte deutlich, daß es ungeschützt allem Wetter und Sonnenbrand ausgesetzt wurde. Ihr gegenüber an der anderen Wand saß jetzt der Bräutigam; den Kopf gesenkt, die Hände zwischen den gespreizten Beinen vor sich hingefaltet. — Bei den nun folgenden Verhandlungen zeigte er sich mit Allem einverstanden; ein dürftiges „Ja" oder „Nein" oder „Das muß ja denn wohl sein," war indessen Alles, womit er diese Zustimmung ausdrückte; dabei fuhr er mit dem Rücken der Hand ein paar Mal über seine Stirn, als wenn es dort etwas fortzuwischen gäbe. Endlich, als mit sämmtlichen Betheiligten Alles besprochen und das Vereinbarte zu Papier gebracht war, erfolgte, wie Rechtens, die Unterschrift des Protocolls.

Auch Hinrich Fehse, als an ihn die Reihe kam, trat an das Pult des Gevollmächtigten und malte in steilen, widerhaarigen Buchstaben seinen Vornamen unter die Verhandlung; dann aber setzte er mit einem

tiefen Athemzug die Feder ab und starrte unbeweglich vor sich hin. Vor seinem inneren Auge mochte jetzt ein üppiger Mädchenkopf erscheinen; vielleicht flog gar der erschütternde Gedanke durch sein Gehirn, den Bann des alten bäuerlichen Herkommens zu durchbrechen. Aber der Küster, der ihn während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen gelassen hatte, trat jetzt, die Hände in den Taschen, zu ihm heran und sagte ruhig: „Blos deinen Namen, Hinrich; blos deinen Namen!“

Und Hinrich, wie von der eisernen Nothwendigkeit am Draht gezogen, malte nun auch sein „Fehse“ in denselben steilen Zügen noch dahinter.

„Actum ut supra“, und Sand darauf; die Sache war erledigt. Hinrich Fehse verließ das Gericht als ein gemachter Mann; mit der Frau hatte er das Betriebscapital für die Hufe in Händen; wenn er als Bauer seine Schuldigkeit that, so konnte es ihm nicht fehlen. — Und bald auch hörte ich, daß die Hochzeit mit allem Pompe bäuerlichen Herkommens gefeiert worden sei.

* * *

Der Eindruck, den diese Vorgänge mir gemacht hatten, war allmälig verblaßt. Anfänglich hatte ich wohl darauf geachtet, wenn an Markttagen der junge Bauer mit seiner Frau an mir vorüberfuhr; von der Letzteren hatte ich dann auch wohl ein Kopfnicken bekommen, während er selbst, ohne sich umzuwenden, auf seine Pferde peitschte. Dann, geraume Zeit nachher, da es schon spät am Abend war, hatte ich ihn einmal in dem erleuchteten Hausflur jenes Wirthshauses an der Ecke gesehen; es war mir auch damals wohl durch den Kopf gegangen: „Was hat denn der wieder so spät in der Stadt zu thun!" Weitere Gedanken hatte ich mir darüber nicht gemacht. Da — es war wieder einmal Herbst geworden, der November stand schon vor der Thür — ging ich bei der Rückkehr von einer Morgenwanderung durch die Neustadt, wo eben Pferdemarkt gehalten wurde. Die edlen Thiere standen wie gewöhnlich zu beiden Seiten der Straße vor den Häusern angebunden, und ich drängte mich eben durch einen Haufen von Käufern und Verkäufern und vergnügter Stadtjugend, als mir von einem Hause ein lautes Rufen und Händeschlagen entgegenschallte. Im Näherkommen erkannte ich Hinrich Fehse, der mit

einem jütischen Bauern in eifrigem Handeln begriffen war. Den Gegenstand, wie mir bald klar wurde, bildeten zwei höchst elend aussehende Pferde, die mit gesenktem Kopfe daneben standen, indeß der Jüte den Schweif des einen Thieres lobpreisend zur Seite riß.

„Ja, ja," sagte der Andere, ohne auch nur hinzusehen; „die Schindmähren sind just gut genug."

„Hundertunddörtig für die Beide!" rief der Jüte wieder.

Aber Hinrich zog seine Hand zurück. „Hundertundzwanzig," sagte er düster; „keinen Schilling mehr."

Und klatschend fielen die Hände in einander. Hinrich Fehse schnallte seine lederne Geldkatze los, zahlte dem Anderen die harten Thaler in die Hand und rüstete sich dann, die erhandelten Thiere von dem Rickwerk loszubinden.

Im Weitergehen, wo ich über den Eindruck des Gesehenen zum deutlicheren Bewußtsein kam, wollte mich bedünken, als ob der junge Bauer seit unserer letzten Begegnung, wie man bei uns sagt, bös verspielt habe. Das Gesicht war scharf und mager geworden und die ohnehin kleinen Augen waren unter

der vortretenden Stirn fast verschwunden; überhaupt, der an sich gewöhnliche Vorgang hatte mir jetzt etwas Auffallendes, so daß ich nicht umhin konnte, mich später beim Eintritt in die Gerichtsstube gegen meinen landkundigen Gevollmächtigten darüber auszusprechen.

Der alte Actenmann machte vom Pultbock herab seine bedenklichste Handbewegung.

„So," sagte ich; „die Sachen stehen also schlecht?"

„Gar nicht stehen sie!" erwiederte er. „Seit einem halben Jahr ist die Margreth wieder im Dorf, und seitdem sitzt auch der Fehse fast alle Abend bei den Hebammenleuten; sogar in die Stadt ist er ihr nachgelaufen, als sie um Pfingsten in der Anfahrt hier zu nähen saß. Und dabei verkauft er, was los und fest ist, Futter und Saatroggen, so daß zum Winter wohl die leeren Scheunen nachbleiben werden; heut' haben nun sogar die schönen braunen Wallachen daran glauben müssen — wissen, Herr Amtsvogt, die im Inventar zu fünfhundert Thaler taxirt waren — und statt dessen hat er sich die jütschen Kracken eingehandelt. Dafür aber promenirt draußen im Dorf das Hebammenfräulein in seidenen Jacken und goldenen Vorsteckнadeln; mag auch wohl manche

Tonne Fehse'schen Hafers an ihrem Leibe tragen!"
Und der Alte nahm eine große Prise.

„Am Ende auch noch die beiden Wallachen, Brüttner!"

Der kleine graue Mann steckte die Feder hinter's Ohr und segelte auf seinem Drehbock vollends zu mir herum. „Nun," sagte er schmunzelnd, „wohin der Ueberschuß seinen Weg nimmt, das wäre wohl nicht schwer zu rathen!"

„Und woher wissen Sie das Alles so genau?"

Brüttner wollte eben antworten, als der Amtsdiener in die Stube trat: „Der Herr Küster ließen grüßen, heut' könne er nicht wieder vorkommen, aber nächsten Donnerstag; und da wollte er die beiden Fehse'schen Weiber gleich mit aufs Amt bringen."

„Also der Küster ist hier gewesen?" fragte ich.

„Hm, freilich," versetzte Brüttner; „und er meinte, nach den letzten Passagen wär's doch am besten, wenn die Frauen den Fehse unter Curatel stellen ließen; er würde dem Herrn Amtsvogt schon Alles aus einander setzen."

* * *

Bevor jedoch der Küster diesen kühnen Plan in Angriff nehmen konnte, wurde mir — es war an einem Mittwoch — von dem Bauervogt des Dorfes die schriftliche Anzeige gemacht, daß der Eingesessene Hinrich Fehse seit letzten Sonntag Abend verschwunden sei. Die Meinung Einiger gehe dahin, daß er mit dem neulich aus einem Pferdehandel gewonnenen Gelde auf einem Auswandererschiffe von Hamburg fortgegangen sei; Andere dagegen hegten die Befürchtung, er könne sich ein Leides angethan haben. Außer dem bekannten Verhältniß mit der Tochter der Hebamme sei ein besonderes Ereigniß, welches sein Verschwinden erklären könne, nicht bekannt geworden. Uebrigens hätten die angestellten Nachforschungen bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

— — Ich beschloß sofort, noch am Nachmittag die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. — Um desto unbehinderter zu sein, verzichtete ich auf einen Protocollführer und nahm nur den Amtsdiener als Begleitung mit. Wir fuhren auf einem offenen Wagen; denn es war ein milder Herbsttag, wie uns deren in unserer Gegend immer einige vor dem entschiedenen Eintritt des Winters bescheert zu werden

pflegen. Die lebendigen Hecken, welche wir während der ersten Stunde zu beiden Seiten des Weges hatten, trugen noch einen Theil ihres Laubes; hie und da zwischen Hasel- und Eichenbusch drängte sich ein Spillbaum vor, an dessen dünnen Zweigen noch die rothen zierlichen Pfaffenkäppchen schwebten. Meine Augen begleiteten im Vorüberfahren das eben so sanfte, als schwermüthige Schauspiel, wie fortwährend unter dem noch warmen Strahl der Sonne sich gelbe Blätter lösten und zur Erde sanken, zumal wenn vor dem Schnauben unserer Pferde eine verspätete Drossel, ihren Angstschrei ausstoßend, durch die Büsche flatterte.

Aber die Gegend wurde anders; die bewachsenen Wälle mit den bebauten Feldern dahinter hörten auf. Statt dessen fuhren wir hart am Rande des sogenannten „wilden Moors" entlang, das sich derzeit, so weit der Blick reichte, nach Norden hinauszog. Es schien hier, als sei plötzlich der letzte Sonnenschein, der noch auf Erden war, von dieser düsteren Steppe eingeschluckt worden. Zwischen dem schwarzbraunen Haidekraut, oft neben größeren oder kleineren Wassertümpeln, ragten einzelne Torfhaufen aus

der öden Fläche; mitunter aus der Luft herab kam der melancholische Schrei des großen Regenpfeifers, der einsam darüber hinflog. Das war Alles, was man sah und hörte.

Mir kam in den Sinn, was ich einst — ich meine, über die noch von dem slavischen Urstamm bewohnten Steppen an der unteren Donau — gelesen hatte. Dort aus den Haiden erhebt sich in der Dämmerung ein Ding, das einem weißen Faden gleicht und das sie dort den „weißen Alp" nennen. Es wandert gegen die Dörfer, es stiehlt sich in die Häuser, und wenn die Nacht gekommen ist, legt es sich an den offenen Mund der Schlafenden; dann schwillt und wächst der anfänglich dünne Faden zu einer schwerfälligen Ungestalt. Am Morgen darauf ist Alles verschwunden; aber der Schläfer, der dann die Augen aufthut, ist über Nacht blödsinnig geworden; der weiße Alp hat ihm die Seele ausgetrunken. Er bekommt sie nimmer wieder; weit auf die Haide hinaus in feuchte Schluchten, zwischen Moor und Torf, hat das Unwesen sie verschleppt.

Nicht der weiße Alp war hier zu Hause; aber zu anderen, nicht minder unheimlichen Dingen ver-

dichteten sich auch die Dünste dieses Moores, denen manche, besonders der älteren Dorfbewohner, Nachts und im Zwielicht wollten begegnet sein.

An der südlichen Grenze desselben lag unser Reiseziel, das Dorf, dessen spitzer Thurm und schwarze Strohdächer schon lange vor uns sichtbar gewesen waren. — Als wir endlich anlangten, ließ ich zunächst vor dem Hause des alten Küsters halten, um durch diesen etwas Näheres über die Verhältnisse im Fehse'schen Hause zu erfahren. Ich traf ihn mit seinem Knecht beim Aufladen des Düngers beschäftigt, im blauwollenen Futterhemd, die Furke in der Hand; doch war er deshalb nicht weniger würdevoll, als er erst seinen „Goldhaufen" mit der ebenen Erde vertauscht hatte. „Ich will's Ihnen sagen, Herr-Amtsvogt," hub er an, nachdem er zuvor seine Sprachwerkzeuge durch ein paar Ansätze fetten Hustens in Bereitschaft gesetzt hatte, „wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen! Dieser Hinrich hat mit Gewalt sein Glück nicht erkennen wollen; Gott weiß, ob's mit der Curatel noch zu curiren ist!"

Wir waren unterdessen in das Haus und in die Wohnstube getreten. Hinter dem Ofen, in welchem

trotz der milden Witterung ein Feuer brannte, saß ein kränklich aussehendes Mütterchen, fast verdeckt von einer großen Wollenstrickerei, die sie mit ihren mageren Fingern handhabte. Sie entschuldigte sich klagend, daß sie wegen ihrer Kreuzschmerzen nicht vom Lehnstuhl aufkönne, um mich zu begrüßen; dann klinkte sie von ihrem Sitze aus die daneben befindliche Küchenthür auf und rief mit scharfer Stimme: „Kathrin! Setz' den Kessel auf, Kathrin!" Und zugleich hörte ich auch draußen den Dreifuß auf den Herd werfen und im Feuerloch rumoren.

Die Frau Küsterin klappte die Thür wieder zu und strickte weiter; aber ihre kleinen matten Augen folgten unabläßig, während ich mit ihrem Eheherrn im Gespräch auf- und abwandelte.

„Wenn's erlaubt ist zu reden, Herr Amtsvogt," sagte sie endlich, ihr Strickzeug von sich schiebend; „es hat schon einen Vorsput gegeben; dazumal, als mein Mann hier noch im Amte war. — Ich hab' die Rosen so gern," fuhr sie hüstelnd fort; „es sollte just am anderen Tag das Ringlaufen für die Schule sein, und Abends dann, mit hoher Erlaubniß, die Tanzlustbarkeit im Kruge; da waren auf einmal alle

meine Rosen abgerissen. Ich wußt' wohl gleich, wo mein Spitzbube zu suchen war; aber bei unserem Vater in der Schule hat's der Hinrich so zu drehen gewußt, daß das Strafrohr auf seinen Rücken gefallen ist. Und die Dirne saß mausestill dabei und guckte in ihr Gesangbuch."

„Aber Mutter," versuchte der Küster einzureden, „so erzähl' doch dem Herrn Amtsvogt nicht die alten Kindergeschichten!"

„Meinst du, Vater?" versetzte sie. — „Sie standen beide vor der Confirmation; es ist nur ein Faden und der läuft bis heute hin."

Ich bat höflich um die Fortsetzung des Berichts.

Das Mütterchen nickte. „Ich hatte damals noch meine Gesundheit, Herr Amtsvogt," begann sie wieder; „aber als ich anderen Abends mit der Frau Pastorin nur kaum in den Tanzsaal getreten war, so sah ich auch schon, daß der Hinrich seinen Willen hatte; denn in dem Kranze, den die Slovakendirne auf ihren schwarzen Haaren trug, saßen richtig meine rothen Rosen; und herumgeschwenkt hat sie sich auch mit ihm, daß dem hölzernen Jungen der Schweiß von den Backen rann."

„Nun, nun, Vater!“ unterbrach sie sich, als der Küster zu einer neuen Bemerkung anhub. „Ich weiß wohl, die Freude dauerte nicht lange; ich will's dem Herrn Amtsvogt Alles schon erzählen. Es war nämlich Einer unter den größeren Jungen, der nicht wie die anderen in das Hebammenmädchen vernarrt war, obschon sie sich genug um ihn zu thun machte; und das war der Sohn von dem reichen Klaus Ottsen hier! — Als eben die Musikanten zu einem neuen Walzer aufspielten, kommt der anstolzirt, in seiner blauen Jacke mit Perlmutterknöpfen, die silberne Uhrkette über der Weste, und sieht sich unter den Dirnen um, als wenn sie nur alle so für ihn zu Kauf stünden. Er war aber auch ein schlanker, braunhaariger Junge und hat noch heute so was Stolzes an sich. — Vor Hinrich und Margreth, die eben wieder in die Reihe treten wollten, blieb er stehen und sah höhnisch auf sie herab. „Hehler und Stehler?“ sagte er lachend. „Der Rosenhinrich und die Slovakenmargreth? Ihr macht ein sauberes Paar zusammen!“ — Die Dirne glotzte ihn an mit ihren schwarzen Augen. „Läßt d' mich schimpfen, Hinrich?“ rief sie. Und im Handum-

drehen hatte auch mein Ottsen seine zwei Faustschläge in den Nacken. „Das für die Slovaken-Margreth! Und das für den Rosen-Hinrich!“ — Und dabei fiedelten die Musikanten, und die Kinder tanzten und stolperten über den Hans, der sich eben vom Fußboden wieder auffammelte; und in all' dem Lärm hör' ich die Stimme unseres Herrn Pastors und sehe auch, wie er den Hinrich am Kragen hat und ihn gegen den Thürpfosten stellt. „Daß du es weißt, Fehse!“ hör' ich ihn noch sagen; „mit dem Tanzen ist es heute Abend aus für dich!“ — Da stand er nun und biß sich die Lippen blutig, und die Margreth reckte ihren Schwarzkopf auf und schaute durch den Saal nach einem anderen Tänzer aus. — — 's ist aber ein wunderlich Ding das Menschenherz, Herr Amtsvogt! Schon lange hatte ich gesehen, daß Hans Ottsen dastand, als wenn er die Dirne mit den Augen verschlingen wollte; und es hilft einmal nicht, die gestohlenen Rosen ließen ihr verwettert gut zu ihrem feinen, unverschämten Stumpfnäschen. Und richtig! Sie hatte nun auch den am Band. „Was meinst, Margreth?“ sagt ganz kleinlaut der Hans Hoffart; „willst jetzt mit mir halten

heute Abend?“ — Erst, als er nach ihrer Hand griff, stieß sie ihn vor die Brust und that wild wie 'ne Katze; aber als sie merkte, daß es Ernst war, ward sie auch eben so geschmeidig und lacht' und wies ihre weißen Zähne, und tanzte mit ihrem schmucken Hans an dem armen Burschen vorüber, als hätte es für sie nimmer einen Hinrich Fehse auf der Welt gegeben. Der aber stand noch immer wie angenagelt auf seinem Posten; nur seine kleinen Augen fuhren hinter den Beiden her; es war ein Glück, daß sie nicht mit Flintenkugeln geladen waren!“

„Was weiter im Saal passirt ist,“ fuhr die Erzählerin fort, nachdem sie eine Weile Athem geschöpft hatte, „das hab' ich nicht gesehen; die Frau Pastorin holte mich nach der Hinterstube, wo unsere Männer sich zu ihrem Kartenspiel gesetzt hatten. Die Zeit verging; es war eben Feierabend geboten, ich stand just am Fenster und hörte nach den Wildgänsen droben in der Luft, denn es war eine milde Nacht und das Gethier flog über die Haide nach dem Haff — da auf einmal hieß es: „Wo ist Hinrich Fehse?“ — Ja, Hinrich Fehse war nicht da. — „Ich sah ihn draußen im Weg,“ meinte Einer; „er wird nach

Hause gelaufen sein.“ — Aber die Mutter kam gejammert; zu Hause war er auch nicht. — Der alte Hinrich Fehse, ein Querkopf trotz seinem Jungen, stand vorn im dicken Haufen in der Schenkstube und stieß sein Glas auf den Tisch, daß er nur noch den Fuß in der Hand behielt, und raisonnirte auf den Herrn Pastor; er lasse seinen Jungen nicht cujoniren, wenn er ihn auch nicht wie die reichen Bauern mit Uhrketten und Perlmutterknöpfen besetzen könne; nein, zum Teufel, das leide er nicht!

„Ich war in den Tanzsaal zurückgegangen, wo eben die Musikanten ihre Fiedeln in die Ledersäcke steckten. Da stand noch die Hebammendirne mit Hans Ottsen auf der leeren Diele; sie allein schien alles Das nicht anzufechten. „Nun, Margreth,“ fragte ich, „weißt denn du nicht, wo der Hinrich abgeblieben ist?“ — „Ich? — Nein!“ sagte sie kurz, zog einen ihrer kleinen Schuhe aus und zupfte die rothe Bandschleife darauf zurecht; dann funkelte sie wieder auf den Hans mit ihren schwarzen Augen und schlug ihn neckisch auf die Hände: „Du, was hast mich eingestaubt, du! Du bist so wild; wart' nur, ich tanz' nicht mehr mit solch' 'nem Tollen!“

„Und das war die Margreth, Herr Amtsvogt; der Hinrich aber kam auch am anderen Morgen noch nicht wieder; sie meinten, der Mittag würde ihn nach Hause treiben; aber da hatte auch eine Eule gesessen; das ganze Dorf kam in die Beine, sie suchten ihn mit Leitern und mit Stangen. Und endlich! Wo war er gewesen, Herr Amtsvogt? — Bei den Wasserkröten hatte er in der Nacht gesessen; dort hinten im Moor bei der schwarzen Lake. Der Finkeljochim, der da seine Besen schneidet, kam ins Dorf gelaufen und erzählte es. Da haben sie ihn denn nach Haus geholt mitsammt dem Gliederreißen, das er sich vom feuchten Moorgrund heimgebracht. Ein paar Wochen hat er in den Kissen liegen müssen, und als der Doctor nicht angeschlagen, haben sie die Sympathie gebraucht: und mit drei Tassen Camillenthee und ein paar Handvoll Kirchhofserde ist dann auch Alles wieder in seinen Schick gekommen."

Der Kaffee war inzwischen aufgetragen und der Küster erinnerte, nicht ohne scheinbare Vorsicht, seine Frau daran, daß der Herr Amtsvogt noch mit ihm zu reden habe.

„Ich will nicht im Wege sein, Vater," versetzte

diese, von ihrem Lehnstuhl aus die Tassen voll schenkend; „ich sage nur und hab's dem Herrn Pastor auch schon gesagt: erst, als die Dirne wieder aus der Stadt zurück war, lief nur der Hinrich bei den Hebammenleuten, und es gefiel ihr schon, daß sie gleich wieder Einen hinter sich her zu ziehen hatte; und wenn auch nur um die junge Frau zu ärgern, die ihn geheirathet hat; seit es aber mit dem alten Klaus Ottsen aufs Letzte geht und der nicht mehr den Daumen gegenhalten kann, weiß auch sein Hans mit Dunkelwerden den Weg dorthin zu finden. Ich wundre mich nicht, daß der Fehse auch diesmal wieder fortgelaufen ist; denn mit sich selber umzugehen, was doch die größte Kunst vom Menschenleben ist, das hat er immer noch nicht lernen können. Ich begreif' nicht, was darum so viel Aufhebens im Dorf ist; er wird schon wiederkommen, wenn er's satt hat!"

Die kleine gebrechliche Frau, deren blasse Wangen unter dem lebhaften Erzählen wieder aufgeblüht waren, schwieg jetzt und suchte mit der Feuerzange die Kohlen in ihrem Ofen aufzustören. — Ich that noch diese und jene Frage; dann ließ ich mich von

dem Küster, dem draußen sichtlich seine Würde wieder zuwuchs, an meinen Wagen geleiten.

„Ja, ja, mein wohlgeborener Herr Amtsvogt," sagte er, gleichsam die Summe eines langen Gedankenexempels ziehend; „ich habe manchen Gang um diese Heirath gemacht; aber der Mensch soll ja auf den Dank der Welt nicht rechnen! Nehmen Sie nur die Mamsell Margreth aufs Korn; die wird Ihnen über Alles Bescheid geben können."

Unterdessen hatte er das Schutzleder vor meinem Sitze zugeknöpft, und, mit majestätischer Handbewegung entlassen, rumpelte mein Fuhrwerk auf der schlecht gepflasterten Dorfstraße weiter.

Hinter der zur Rechten liegenden Kirche, an deren granitner Mauer ich im Vorüberfahren die Jahreszahl 1470 las, blickte aus jetzt fast entlaubten Hollunderhecken ein Häuschen mit grünen Fensterläden.

„Den Hebammenleuten gehört es," erwiederte auf meine Frage der Amtsdiener, sich vom Kutscherſitze zu mir wendend, „sie halten's gewaltig sauber; in Geschäften bin ich ein paar Mal dort gewesen."

Nach einer Weile hörten zur Linken die Häuser auf. Die an der Kirchseite sich noch eine gute Strecke

entlang ziehenden Gehöfte lagen gegen Westen, nur durch den Weg und einige eingewallte Acker- und Wiesenstücke von dem großen Moor getrennt; das letzte derselben, einsam und weit hinaus belegen, war mir als das des Hinrich Fehse bezeichnet worden.

Vor vielen dieser Häuser bemerkte ich Gruppen von Menschen, anscheinend in lebhafter Unterhaltung, zuweilen auch wohl mit ausgestrecktem Arm nach dem Moor hinausweisend. Es war augenscheinlich eine besondere Aufregung unter den Dorfbewohnern.

Endlich fuhren wir auf die Fehse'sche Hofstelle. An dem Hause, welches etwa hundert Schritt vom Wege zurücktrat, waren noch die Früchte der wohlhabenden Heirath sichtbar: die nördliche Hälfte mit dem großen Scheunenthor und den halbrunden Stallfenstern war augenscheinlich kaum vor Jahresfrist gebaut, die andere dagegen, welche die Wohnungsräume enthielt, mochte in diesem Zustande schon lange von Vater auf Sohn vererbt worden sein. Vor den niedrigen Fenstern, auf welche das schwere schwarzbraune Strohdach drückte, zog sich ein ziemlich ödes Gartenstück bis an den Weg hinab.

Da sich Niemand von den Hausgenossen zeigte,

als wir oben vor dem Scheunenthore hielten, so schickte ich den Amtsdiener in das Haus, der dann auch bald in Begleitung einer alten Frau wieder an den Wagen trat. Ich wollte sie als Wittwe Fehse begrüßen, aber sie erwiederte, sie habe nur als Nachbarin das Haus gehütet; die alte und die junge Frau Fehse seien zum Bauervogt gegangen; denn die Tochter des Finkeljochim hätte erzählt, daß sie noch gestern Abend, da eben der Mond aufgegangen sei, den Hinrich dort hinten auf dem Moor gesehen habe; auf diese Nachricht seien wieder Leute zum Suchen hinausgeschickt worden.

Ich fragte näher nach.

„Es wird wohl nichts daran sein, Herr Amtsvogt," meinte die Alte; „die Dirne ist so was simpel; und seit der Hans Ottsen ihr vergangenen Winter was in den Kopf gesetzt hat, ist sie vollends faselig geworden."

„Aber wo ist das Mädchen jetzt zu finden?"

„Jetzt bekommen Herr Amtsvogt sie nicht. Sie ist mit den Leuten in die Haide, um ihnen den Platz zu zeigen."

Ich ließ mich zunächst von der Alten in das

Wohnzimmer weisen und einen Tisch in die Mitte stellen, auf welchem ich zur Aufnahme der nöthigen Notizen mein mitgebrachtes Schreibmaterial bereit legte.

Es war ein niedriges, aber geräumiges Zimmer; der weiße Sand auf den Dielen, die blanken Messing=knöpfe an dem Beileger=Ofen, Alles zeugte von Sauberkeit und Ordnung. Den Fenstern gegenüber befanden sich zwei verhangene Wandbetten; vor dem einen, mit der zwischen Vergißmeinnicht gemalten Ueberschrift: „Ost un West, to Huus is best", stand eine jetzt leere hölzerne Wiege.

Um keine Zeit zu verlieren, hieß ich den Amts=diener, mir die in der Nähe wohnende Tochter der Hebamme zur Stelle zu bringen, während die Alte es übernahm, die Fehse'schen Frauen von der entleg=neren Wohnung des Bauervogts herbeizuholen. — Ich befand mich allein im Hause; von der Wand tickte der harte Schlag einer Schwarzwälder Uhr; in Er=wartung der kommenden Dinge war ich ans Fenster getreten und sah in die gelbe Herbstsonne, die schon tief jenseits der Haide stand.

Das Rauschen von Frauenkleidern weckte mich

aus den Gedanken, worin ich mich einzuspinnen begann. Als ich mich umwandte, erblickte ich eine schlanke volle Mädchengestalt in städtischer Kleidung, deren kleine und, wie mir schien, zitternde Hand eben ein schwarzes Kopftuch von dem Nacken streifte.

Ich konnte nicht zweifeln, wen ich vor mir hatte; zum ersten Mal sah ich den verführerischen Kopf jenes Mädchens unverhüllt.

„Sie sind Margarethe Glansky!" sagte ich.

Ein kaum hörbares „Ja" war die Antwort.

Ich setzte mich gegenüber an den Tisch und nahm die Feder zur Hand.

„Sie kennen den jungen Hinrich Fehse?" fragte ich weiter.

Ein eben so leises „Ja" erfolgte.

„Ich meine, Sie haben in näherer Bekanntschaft mit ihm gestanden?"

Sie antwortete nicht. Als ich aufblickte, sah ich, daß sie todtenblaß war; ich hörte, wie die weißen Zähnchen auf einander schlugen. Die Angst vor äußerlicher Verantwortlichkeit wegen einer vielleicht innerlichen Schuld mochte sie ergriffen haben.

„Weshalb fürchten Sie sich?" fragte ich.

„Ich fürchte mich nicht; — aber die Bauernweiber haben alle einen Haß auf mich."

„Es handelt sich nicht um Sie, Margarethe Glansky; sondern um den jungen Mann, der seit einigen Tagen vermißt wird."

„Ich weiß nichts davon; ich bin nicht Schuld daran!" stieß sie, noch immer nach Athem ringend, hervor.

„Aber wir müssen ihn zu finden suchen," fuhr ich fort. „Kurz vor seiner Heirath sind Sie in die Stadt gezogen, und dann vor einem halben Jahre wieder zurückgekommen?"

„Es gefiel mir dort nicht, ich hatte nicht nöthig zu dienen; — es reut mich noch, daß ich so dumm mich hatte fortschicken lassen!" Und die starken Augenbrauen des Mädchens zogen sich dicht zusammen.

„Hinrich Fehse," sagte ich, „ist dann oft des Abends zu Ihnen gekommen?"

„Wir konnten ihn doch nicht fortjagen."

„Er kam zuletzt, so sagt man, jeden Abend und blieb dann oft bis Mitternacht."

„Das lügen die Weiber!"

„Aber Sie haben Geschenke von ihm angenommen?"

Ein heißes Roth flog über ihr Gesicht. „Wer hat das gesagt?"

„Das singen die Spatzen von den Dächern; es hat argen Unfrieden zwischen den Eheleuten gesetzt."

„Nun, und wenn's auch wäre!" rief sie und warf trotzig ihre rothen Lippen auf. „Wer hat sie geheißen ihn zu heirathen!"

„Und würden Sie ihn denn geheirathet haben?" fragte ich.

Aber bevor sie zu antworten vermochte, wurde die Stubenthür aufgerissen und die beiden Fehse'schen Frauen, die junge mit ihrem Kinde auf dem Arm, traten in das Zimmer. Ich sah noch, wie die Augen der alten Bäuerin und der Hebammentochter in unverhohlenem Hasse auf einander blitzten; dann stellte die Alte sich vor mir hin und sagte zitternd:

„Herr Amtsvogt, was thut die Person da in unserem Hause? Ich bin der Meinung, daß ich das wohl nicht zu leiden brauche!"

„Die Person," erwiederte ich, und schob dabei die beiden Frauen unmerklich wieder zur Thür hin-

aus, „wird gerichtlich vernommen und ist von mir hierher beschieden worden.“

Wir standen draußen auf dem Hausflur. Die alte hagere Frau rang die Hände: „Ach, das Elend!“ rief sie; „das Elend!“ — Die junge Bäuerin trocknete von den Wangen ihres schlafenden Kindes die Thränen, die sie fortwährend darauf weinte.

„Wir hatten es so gut das erste Jahr,“ sagte sie, „wenn nur die nicht wiedergekommen wär’; Unsereins versteht so was nicht; aber sie muß es ihm doch angethan haben! Und das viele Geld, das er neulich für die Pferde gelöst hat; — wir haben die Schatulle und Alles durchgesucht; aber es ist nichts davon zu finden.“

Durch die offne Hausthür sah ich draußen einen Mann mit einer langen Stange vorübergehen und den Weg in’s Moor hinunter nehmen. Die Alte war hinausgetreten und kam jammernd zurück. Plötzlich aber fuhr sie sich mit der Schürze über die Augen. „Der da oben wird wissen, wo er ist,“ sagte sie. „Er war nicht gottlos, mein Hinrich! — Auf die Knie hat er sich geworfen und seinen armen Kopf in meinen Schooß gedrückt; denn er war ja

immer doch mein Kind! „Mutter," hat er gesagt, „Ihr saht mich auf dem Braunen fortreiten und ich sagte Euch, daß ich wegen der Zinsen zum Müller nach der Nordermühle müßte; — das war gelogen, Mutter; in der Irre bin ich fünf Stunden lang für wild herumgeritten; Ihr habt selbst dem Braunen den Schaum von den Flanken gestrichen, als ich heimgekommen; — ich hab' nur nicht zu ihr hinüber wollen; aber es hat mich doch wie bei den Haaren dahin zurückgezogen: — es kriegt' mich unter; ich kann's nicht helfen, Mutter!"

„Und er war doch so gut, mein Hinrich!" fuhr die Alte, wie mit sich selber redend, fort. „Noch als das Kind geboren war! In unserem Hof hier, aufs Pferd hab ich's ihm reichen müssen; die Sonne schien so warm, drüben in der Koppel stand die Sommersaat so grün. „Was meinst', Mutter," sagt' er, „ich könnt' es gut ein bischen mit aufs Feld nehmen!" Er war so glücklich über sein Kind; ich hatt' meine Noth, es ihm wieder abzukriegen; und es war doch erst sechs Wochen alt!"

Ich machte mich von den Frauen los, indem ich ihnen bedeutete, daß sie wegen ihrer eigenen Ver-

nehmung zur Stelle bleiben müßten. Als ich wieder in das Zimmer trat, fielen schon die schrägen Strahlen der Abendsonne durch die Fenster. Das Mädchen stand noch auf demselben Platze wie vorhin; aber sie schien ruhiger geworden und sogar, vielleicht nur weil ich den anderen Frauen gegenüber ihre Anwesenheit vertreten hatte, ein Vertrauen zu mir gefaßt zu haben. „Ich will's Ihnen wohl erzählen, Herr Amtsvogt," begann sie, indem sie mit beiden Händen ihr glänzend schwarzes Haar zurückstrich; — „ob ich ihn geheirathet hätte, wenn er das Geld von der Anderen nicht hätte brauchen müssen; — ich weiß das nicht, und ist auch wohl übrig jetzt zu fragen; ich bin gut Freund mit ihm gewesen; wir tanzten wohl zusammen; aber — und das ist die Wahrheit! Herr Amtsvogt — ich hatte nicht gedacht, daß er's gar so ernsthaft nehmen würde."

„Sie wußten doch," sagte ich, „daß er von Jugend auf Ihnen nachgegangen war; und ich meine, der sah nicht aus, als ob er mit solchen Dingen spielen könnte."

Sie hatte seitwärts einen raschen Blick in den kleinen, mit Pfauenfedern geschmückten Spiegel ge-

worfen, und eine Secunde lang brach es wie heiße Lebensluſt aus ihren dunklen Augen. „Nun," ſagte ſie, „zuletzt hab' ich's ſchon merken müſſen; aber da hab' ich ihn nicht mehr fortbringen können. Verſucht hab' ich's genug; denn er plagte mich bis aufs Blut mit ſeinen Grillen; zumal wenn ſonſt junge Leute zu uns kamen, wie das doch nicht anders iſt. Er konnte mit den Zähnen knirſchen, wenn ich nur Einen an die Hausthür brachte; oder gar, als einmal Hans Ottſen aus Narrethei mir die Haarzöpfe losmachen wollte; und er hatte doch ſein Weib zu Hauſe!"

Ich ſah ſie feſt an. „Alſo der Ottſen kam in der letzten Zeit auch zu Ihnen? Sie wiſſen vielleicht, daß ſein Vater ihm um Johanni die Hufe übergeben hat."

Sie ſtutzte einen Augenblick wie verwirrt; dann aber, als habe ſie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr ſie fort: „Manchen Abend, wenn der Wächter zu Neun geblaſen, hat meine Mutter ihn angerufen, nach Haus zu gehen. Aber er ging nicht. „Frau Nachbarn," ſagte er dann wohl, „Sie wird mir doch den Stuhl in Ihrem Hauſe gönnen; ich verlang' ja

weiter nichts!“ — Und so sind wir dann sitzen geblieben; ich an meinem Nähstein vor der einen Tischschublade, er vor der anderen. „Hinrich,“ hab ich oft gesagt, „sei nicht so hintersinnig! Du kannst ja Sonntag im Krug mit mir tanzen; nimm doch deine Frau mit, und laß uns Alle mit einander vergnügt sein.“ Aber er stieß dann nur ein höhnisches Lachen aus, und sah mich aus seinen kleinen Augen an, als wollte er mir damit ein Leides thun.“

„Nur einmal,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „ist er eine Zeit lang weggeblieben; — als ihm das Kind geboren war; und ich dachte schon, er sei zur Vernunft gekommen. — Da, etwa vier Wochen nachher, wurde seine Frau schwer krank; sie glaubten Alle, es geh' mit ihr aufs Letzte, auch meine Mutter, die ihr doch in der Geburt hatte beistehen müssen. Und da, Herr Amtsvogt — kam er wieder.“

Das Mädchen athmete schwer auf. — „Er war ganz anders geworden, mehr so wie damals, als er noch ein junger Bursche war; er konnte wieder erzählen und sprach wieder von seiner Wirthschaft und was er thun und treiben wollte. Einmal aber — meine Mutter war eben außer Hause — faßte er

mich plötzlich an beiden Schultern und sah mich an, wie unsinnig vor Freude. „Margreth!“ — rief er, denk's einmal aus! Wenn — o wenn!“ — — Er verstummte dann und ließ mich los; aber ich wußte doch, wie's gemeint war, und hab's auch bald nachher gesehen. Deshalb dachte ich ihn auf andere Gedanken zu bringen. „Ist denn der Doctor heute bei Euch gewesen?“ fragte ich. „Wie geht's mit Ann-Marieken?“ — Es war erst, als wenn er nicht antworten mochte. „Sie hat wieder ein neues Glas gekriegt,“ sagte er dann; „ich weiß nicht, was der Doctor meinte.“ Dabei hatte er sich das Punktir-buch meiner Mutter aus deren Nähkasten gekramt, setzte sich mir gegenüber und fing nun an mit Kreide auf den Tisch zu stricheln. Er that das so hastig und wurde so heiß um den Kopf dabei, daß ich ihn fragte: „Hinrich, auf was punktirst du da?“

„Laß, laß!“ sagte er. „Bleib' du bei deiner Näharbeit!“ — Aber ich bog mich unbemerkt über den Tisch und las in dem Buch die Nummer, auf welche er den Finger hielt. — Da war es die Frage, ob der Kranke genesen werde? — Ich schwieg und setzte mich wieder an meine Arbeit; und er

strichelte weiter, zählte „Eben“ oder „Uneben“ und punktirte sich nachher die Figuren mit der Kreide auf den Tisch. „Nun,“ fragte ich, „bist du fertig? Kann man's jetzt zu wissen kriegen?“ — Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah mich schweigend an, aber still und weich, wie er's lang' nicht gethan hatte. Dann stand er auf und gab mir die Hand. „Gute Nacht, Margreth,“ sagte er; „ich muß nun nach Hause.“ Und somit ging er fort; es war noch früh am Abend. — Da die Figuren auf dem Tische stehen geblieben waren, so schlug ich in dem Büchlein nach. Da lautete die Antwort: „Tröstet die Seele des Kranken und laßt alle Hoffnung fahren!“ — — Aber es war diesmal nicht getroffen; die Frau erholte sich bald hernach; und nun ward's mit ihm schlimmer, als es je gewesen war. Glauben Sie's mir, Herr Amtsvogt, wenn ich was an ihm versehen habe, es ist mit Angst und Noth gebüßt.“

Da sie bei diesen Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, so ließ ich sie auf einen Stuhl niedersitzen. Bald aber erhob sie wieder ihren Kopf, den sie in beide Hände gepreßt hatte, und sah mich

an. — Im Zimmer war nur noch das Licht des Sonnenuntergangs, in dem die rothen Lippen des Mädchens auffallend gegen ihr blasses Gesicht und ihre dunklen Augen hervortraten.

Aber ich mußte weiter fragen. „Hinrich Fehse," sagte ich, „hat in der vorigen Woche einen Pferdehandel gemacht, woraus er viel Geld hätte nach Hause bringen müssen; die Fehse'schen Frauen aber versichern, daß sie es nirgends haben finden können."

„Wir haben das Geld nicht, Herr Amtsvogt!" sagte sie düster.

„Und Sie wissen auch nicht, wo es hingekommen ist?"

Sie nickte. „Doch; das weiß ich."

„Es haben Einige gemeint," fuhr ich fort, „er sei nach Hamburg, um von dort mit einem Auswandererschiff nach Amerika zu gehen?"

„Nein, Herr Amtsvogt; wohin er gegangen ist, das weiß ich nicht; aber mit dem Geld ist er nicht nach Amerika. — Ich will Ihnen auch das erzählen; so wahr, als wenn ich vor Gott stünde! — Am letzten Sonntag Abend war's, es mochte gegen acht Uhr sein; meine Mutter, die über Nacht aus ge-

wesen war, saß im Lehnstuhl und nickte über ihrem Strickzeug; wir waren ganz allein, und ich wunderte mich, daß auch Hinrich Fehse nicht kam; denn am Vormittag in der Kirche hatte er mich wieder einmal angestarrt, daß alle Weiber die Köpfe nach mir wandten. – Draußen ging der Sturm; aber zwischen den Windstößen glaubt' ich mitunter bei unserem Hause gehen zu hören. Mir war das unheimlich und ich trat vor die Hausthür, um zu sehen, was es gäbe. Es war kein Mondschein, Herr Amtsvogt; aber es war nachthell; ich konnte durch den kahlen Fliederzaun ganz deutlich die Kreuze auf dem Kirchhof unterscheiden, der an unseren Garten stößt; und so sah ich auch, daß unterm Zaune Einer stand; und da ich hinzutrat, war es Hinrich Fehse. „Was stehst du hier und läßt dich durchkälten?" sagte ich. „Warum kommst du nicht herein?" — „Ich muß dich allein sprechen, Margreth!" erwiederte er. — „Nun so sprich, wir sind hier allein; es wird auch Niemand kommen in dem Unwetter." — Aber er sprach nicht, bis ich sagte: „Mich friert; ich will hinein und mein Umschlagetuch holen!" Da griff er mich bei der Hand und sagte schwer: „'S geht

so nicht länger, Margreth; ich muß ein Ende machen." — Er kam mir so seltsam vor; ich wußte nicht, was ich ihm darauf antworten sollte. „Hinrich," sagte ich; „am besten wär's, ich ginge wieder fort; dann wird wohl Alles noch gut werden!" — „Wir müssen Beide fort, mit einander fort, Margreth!" antwortete er. Dabei zog er einen Beutel hervor und ließ ihn mehrmals auf der Kante des Brunnens klingen, an dem wir in diesem Augenblicke standen. „Hörst du?" sagte er; „das ist Gold! Vorgestern hab' ich meine Braunen verkauft; ich geh' zu meinem Vetter über See in die neue Welt; es ist leicht dort sein Brod zu finden." — „Das wirst du deiner Frau nicht anthun!" sagte ich. — „Nicht anthun, Margreth? Es ist kein Segen für sie, wenn ich dableib'; die paar tausend Thaler, die sie in die Wirthschaft gebracht hat, gehen bald darauf; ich bin kein Bauer mehr, ich hab' keine Gedanken ohne dich!" — Er wollte mich umfassen, aber ich sprang zurück.

„Das würde mir anstehen," sagt' ich, „als deine Beiläuferin mit dir in die weite Welt zu rennen!" — „Hör' mich nur," begann er wieder; „wir gehen heimlich fort; meine Frau wird dann auf Scheidung

klagen; dann können wir uns dort zusammengeben lassen." — — „Nein, Hinrich; ich thu's nicht; ich geh' so nicht fort." — Auf diese Worte ward er wie unsinnig; er warf sich auf die Erde, ich weiß nicht, was er Alles sprach; auch heulte der Sturm um die Kirche, daß ich's kaum verstehen konnte; meine Kleider flogen, ich war ganz verklommen. „Geh' nach Haus, Hinrich," bat ich, „du bist heut' nicht bei dir, laß uns morgen über die Sache sprechen!" — Indem hörte ich hinter uns vom Kirchhofsteige laute Stimmen; Hans Ottsen war darunter, und ich horchte nach unserer Pforte; denn er war in den letzten Wochen bisweilen zu uns gekommen. Aber sie mußten vorüber gegangen sein; ich hörte das Kreuz im großen Kirchhofsthor drehen und bald auch die Stimmen weiter unten auf dem Dorfwege. — Als ich den Kopf zurück wandte, stand Hinrich vor mir. „Margreth," sagte er, und er würgte die Worte nur so heraus; „willst du mit mir gehen?" — Aber bevor ich noch zu antworten vermochte, legte er die Hand auf meinen Mund. „Sprich nicht zu früh!" rief er, „denn ich frag' nicht wieder; — nimmer wieder." — Ich antwortete nicht; es schnürte

mir die Kehle zu; was hätte ich ihm auch ántworten sollen! — „Siehst du!“ sagte er; „ich wußte es wohl; du bist falsch, du warteſt auf den Anderen!“ — Er machte eine Bewegung mit dem Arm, und gleich darauf hörte ich es auch unten im Brunnen aufklatschen. — „Hinrich, dein Gold!“ rief ich. „Was thust du, Hinrich!“ — „Laß nur!“ sagt' er; „ich brauch's nun nicht mehr; — aber“ — und er faßte mich mit beiden Händen und hielt mich vor sich, als ob er wie aus der Ferne mich betrachten wollte — „küss' mich noch einmal, Margreth!“

— „Und dann?“ fragte ich, als das Mädchen stockte.

„Ich will nicht lügen,“ Herr Amtsvogt; „ich hätt's ihm nicht gewehrt: aber er stieß mich plötzlich von sich. — Ich wollte der Hausthür zulaufen; da rief er zornig meinen Namen; und als ich darauf nicht hörte, sprang er hinter mir her und packte mich wie mit eisernen Armen. Das Haar war mir losgegangen; er schlang einen meiner Zöpfe um seine Hand und riß mir damit den Kopf in den Nacken. „Noch einen Augenblick, Margreth,“ sagte er, und trotz der Nacht sah ich, wie seine kleinen Augen über mir funkelten; und während der Sturm mir fast die Kleider vom Leibe riß, schrie

er mir ins Ohr: „Ich will dir was Heimliches anvertrauen, Margreth; aber sprich's nicht weiter! Für uns Beid' zusammen ist kein Platz mehr auf der Welt; du sollst verflucht sein, Margreth!" — Ich stieß einen lauten Schrei aus; ich glaubt', er wolle mich erwürgen. Da ließ er mich los und rannte davon; ich hörte noch, wie er drüben die Kirchhofspforte zuschlug; und gleich darauf war auch meine Mutter vor die Hausthür getreten und rief nach mir. — „Er wird sich morgen schon besinnen," sagte sie, nachdem ich ihr Alles so gut als ich es vermochte, erzählt hatte; „da kann er auch sein Gold sich selber wieder fischen." Dann holte sie ein Vorlegeschloß und legte es vor den Brunnendeckel, den einst mein Großvater ungebetener Gäste wegen hatte machen lassen; es hätte ja jemand Anders den Beutel im Eimer mit heraufziehen können. — — Als wir ins Haus gegangen waren, legte meine Mutter sich ins Bett, und ich setzte mich wieder an meine Arbeit. Draußen stürmte es noch immer fort; mitunter hörte ich unten im Dorf den Wächter blasen; im Kirchthurm schlug die große Glocke an. Mir war ganz unheimlich; aber es ließ mir keine Ruh'; ich dachte immer, er könne sich ein Leids angethan haben. Als ich merkte,

daß meine Mutter eingeschlafen war, nahm ich mein Umschlagetuch und schlich mich fort. — Es begegnete mir Niemand; die meisten Häuser waren schon dunkel; nur auf der Fehse'schen Stelle sah ich vom Wege aus noch Licht durch die Oeffnung der Fensterläden scheinen. Ich nahm mir ein Herz und ging den Wall hinauf und in die Gartenpforte. Als ich mich an das Fenster stellte, hörte ich drinnen die Spinnräder schnurren, bisweilen auch ein Wort von der alten Fehse. — „Was sie nur sprechen mögen!" dachte ich und legte das Ohr an den Laden, aber ich konnt' es nicht verstehen. Da gewahrte ich unter dem anderen Fenster eine umgestürzte Schubkarre, und als ich hinaufgestiegen war und mich auf den Zehen hob, reichte mein Auge bis an das Herz des Ladens. Ich konnte dort das Wandbett übersehen; auch sah ich, daß Jemand darin lag, und als der Kopf sich auf dem Kissen umwarf, erkannte ich, daß es Hinrich war. Mit einem Mal aber richtete er sich in den Kissen auf und stierte mit den Augen auf mich zu. Da befiel mich die Angst, ich sprang von der Karre herab und rannte fort; über den Weg, über den Kirchhof; — um die Thurmecke pfiff und heulte es; der alte Finkeljochim sagt

dann immer, die Todten ſchreien in den Gräbern. Mir grauſte, ich weiß nicht mehr, wie ich wieder ins Haus und ins Bett gekommen bin. — Am anderen Morgen aber hieß es, Hinrich Fehſe ſei in der Nacht verſchwunden; ich habe nichts wieder von ihm geſehen."

Sie ſchwieg. — Es war inzwiſchen dämmerig geworden. Als ich durch die kleinen Scheiben einen Blick ins Freie that, war fern am Horizont nur noch ein ſchwacher Abendſchein; die Bäume im Garten ſtanden ſchwarz, unten über dem Moor aber zogen die Nebel wie weiße Schleier. — Ich ließ zwei Talgkerzen anzünden und vor mir auf den Tiſch ſtellen; dann rief ich die Fehſe'ſchen Frauen in das Zimmer.

„Soll denn die dabei ſein?" fragte die alte Bäuerin, indem ſie einen halb ſcheuen, halb haßerfüllten Blick auf das Mädchen warf, die nach meinem Geheiß ſich in die eine Fenſterecke geſetzt hatte.

„Die wird Sie nicht ſtören, Frau Fehſe!" erwiederte ich.

„Nun, meinethalb; was ich zu ſagen habe, kann Gott und alle Welt hören; aber" — und ſie erhob drohend ihren dürren Finger — „die Böſen werden ihren Lohn bekommen!"

Das Mädchen schien von diesen Worten nichts zu hören; sie hatte wie erschöpft den Kopf so weit gegen die Wand gelehnt, daß ihr das schwarze Haar von den Schläfen zurückgefallen war. — „Lassen Sie das, Frau Fehse!“ sagte ich. „Erzählen Sie mir, wie sich die Sache zutrug!“

Sie schien wie aus tiefen Gedanken aufgestört zu werden.

„Ja,“ sagte sie, „er war auch den Abend drüben gewesen, da, bei der! Aber er kam doch früh nach Haus; denn Ann-Marieken lag so schlecht, der Doctor hatte ihr eben ein neues Glas verschrieben; da hat er die ganze Nacht an ihrem Bett gesessen, gewiß, das hat er! und ihre Hand gestreichelt. „Ann-Marieken,“ sagte er, „du bist nicht Schuld daran; verklag' mich nicht zu hart da oben; du wirst's da besser haben als bei mir.“

Die junge Frau, die eben ihr Kind in die Wiege legte, brach in bitterliche Thränen aus.

„Ich meine, Frau Fehse,“ erinnerte ich, „wie es an dem letzten Abend war, da Euer Sohn das Haus verlassen hat.“

„Ja, wie war's?“ erwiederte sie. „'S war am

letzten Sonntag Abend; das Essen hatten wir abgeräumt, und die Magd war in ihre Kammer gegangen — nein, es muß schon hin um zehn Uhr gewesen sein; Ann-Marieken und ich saßen noch bei unserem Spinnrad. Mein Hinrich war vordem ganz verstürzt nach Hause gekommen, nun lag er schon lange in dem Wandbett da. Aber er schlief wohl nicht, denn er warf sich fleißig herum und stöhnte auch wohl so vor sich hin; wir waren das schon an ihm gewohnt, Herr Amtsvogt. — — Draußen war's Unwetter, wie das jetzt im November wohl zu sein pflegt; der Nordwest war zu Gang und riß die Blätter von den Bäumen; mir bangte immer, er sollte auch den Birnbaum an der Scheune umstürzen; denn mein Vater selig hat ihn bei der Taufe von meinem Hinrich selbst gepflanzt. Da hör' ich's draußen leise vor dem Fenster trotten, und ich horchte darauf; denn, Herr Amtsvogt, ich wußte nicht, war es ein Thier, oder war es eines Menschen Fußtritt. Ich frag': „Hörst du das, Ann-Marieken?" frag' ich. Aber sie greift in ihr Spinnrad und sagt: „Nein, Mutter, ich höre nichts!" — Nun rückt' ich 'nen Stuhl zum Fenster und sehe durch das Herz

des Fensterladens; denn wir hatten wegen des Unwetters die Läden angeschroben. Da stand der Birnbaum gegen den grauen Nachthimmel und ächzte und wehrte sich zum Erbarmen gegen den Sturm; auch über die Koppeln und die Wischen hinunter konnte ich sehen und sah auch hinten im Moor die Wassertümpel blenkern, denn die Luft war hell dazumalen. Lebiges war nichts zu sehen. Aber das merkt' ich wohl, es drückte sich was unter das Fenster und es rutschte, als scheuere ein Zottelpelz an der Mauer lang. Da ich vom Stuhl herabsteige, kratzt es draußen an dem anderen Laden, und sogleich hör' ich auch drüben in der Wand das Bettband knacken, und mein Hinrich sitzt steidel aufrecht in den Kissen und starrt mit ganz todten Augen nach dem Fenster zu. — Als ich ruf': „Herr Jes', Hinrich! was ist denn?" da ist auch hinten im Stall das Vieh in die Unruhe gekommen, und durch all' das Unwetter hör' ich den Bullen brüllen und mit Gewalt an seiner Kette reißen. Aber mein Hinrich sitzt noch immer so todt und glasig, daß mir ganz graulich wurde, und als ich mich nun selber umwende — Herr, du mein Jesus Christ! da guckt ein Thier durch den

Fensterladen! ich sah ganz deutlich die weißen, spitzen Zähne und die schwarzen Augen!"

Die Alte wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn und begann leise vor sich hinzumurmeln.

„Ein Thier, Frau Fehse?" fragte ich; „habt Ihr denn so große Hunde im Dorf?"

Sie schüttelte den Kopf: „Es war kein Hund, Herr Amtsvogt!"

„Aber Wölfe giebt's hier doch nicht mehr bei uns!"

Die Alte drehte langsam den Kopf nach dem Mädchen und sagte dann mit scharfer Stimme: „Es mag auch wohl kein rechter Wolf gewesen sein!"

„Mutter, Mutter!" rief das junge Weib; „Ihr habt mir doch gesagt, es sei die Hebammen-Margreth gewesen, die ins Fenster gesehen habe!"

„Hm, Ann-Marieken, ich sage auch nicht, daß sie es nicht gewesen ist." Und die alte Frau verfiel wieder in ihr unverständliches Klagen und Murmeln.

„Was faselt Ihr, Mutter Fehse!" rief ich. Und doch, als ich das Mädchen so leblos mit ihrem kreideweißen Gesicht und den rothen Lippen dasitzen sah — der weiße Alp fiel mir ein aus der Heimath ihres Großvaters, und ich hätte fast hinzugefügt:

Ihr irrt Euch, ich weiß es besser, Mutter Fehse, sie hat ihm die Seele ausgetrunken; vielleicht ist er fort, um sie zu suchen! Aber ich sagte nur: „Erzählt mir ordentlich, wie wurde es denn weiter mit Eurem Hinrich?“

„Mit meinem Hinrich?“ wiederholte sie. „Er griff ans Bettband und war auf einmal mit beiden Füßen auf der Diele. „Laß mich, Hinrich!“ sagte ich. Aber er fuhr hastig in die Kleider: „Nein, nein, Mutter, Ihr haltet den Bullen nicht!“ und dabei hatte er immer die Augen nach dem Fensterladen. Als er dann im Fortgehen an die Wiege stieß, die so wie heut' dort neben dem Bette stand, da streckte das Kleine im Schlaf seine Aermchen auf und griff mit den Fingerchen in die Luft. Mein Hinrich blieb noch einmal stehen und bückte sich über die Wiege, und ich hörte, wie er bei sich selber sagte: „Das Kind! das Kind!“ Er streckte auch schon seine Hand nach den kleinen Händchen aus, als just der Sturm wieder gegen die Läden stieß und das Rumoren draußen im Stalle wieder anhub. Da that er einen tiefen Seufzer und ging wie taumelig zur Thüre hinaus.“ — —

Schon länger hatte ich bemerkt, daß Margreth

den Kopf wie lauschend gegen das Fenster hielt; jetzt hörte ich auch das dumpfe Rumpeln eines Wagens, der den Weg vom Moor herauf zu kommen schien. —

„Und seitdem," fragte ich die Alte wieder, „habt Ihr Euren Sohn nicht mehr gesehen?"

Ich erhielt keine Antwort. Die Stubenthür knarrte, und durch die Thürspalte drängte sich ein graues Hündchen, naß und beschmutzt; es lief zu der alten Bäuerin und sah sie einen Augenblick wie fragend an, schnoberte winselnd an der Bettstelle herum und lief dann ebenso wieder zur Thür hinaus. Die beiden Frauen, welche athemlos das Thier mit den Augen verfolgt hatten, brachen in laute Klagen aus. Es war, wie ich daraus entnehmen konnte, der Hund des Vermißten, den er selber aufgezogen und dann immer um sich gehabt hatte; das kleine Thier war seit jenem Abend ebenfalls verschwunden gewesen.

Das Rumpeln des Wagens kam indessen näher, und zugleich sah ich, wie am Fenster das Mädchen ihren Kopf aufreckte und mit weit aufgerissenen Augen hinausstarrte. Die Unschlittkerzen leuchteten nicht so weit, aber es fiel von außen eine Mondhelle durch die Scheiben. Gleich einer Schlange glitt sie in die

Höhe und blieb dann mit offenem Munde stehen. In demselben Augenblick fuhr auch der Wagen dröhnend auf die Tenne des Hauses.

Eine Weile war es lautlos still, dann wurden Männerstimmen auf dem Hausflur laut, die Stubenthür wurde weit geöffnet, und ein breitschulteriger Mann trat auf die Schwelle. „Wir sind mit der Leiche da," sagte er; „hinten im Moor in der schwarzen Lake hat sie gelegen."

Das Zetergeschrei der Frauen brach herein; das junge Weib hatte sich mit beiden Armen über die Wiege ihres Kindes geworfen, das jetzt, vom Schlafe aufgestört, sein schrilles Stimmchen mit darein mischte.

Aber die alte Bäuerin besann sich plötzlich; ihre knochige Hand schüttelnd, trat sie vor das Mädchen hin, die noch immer wie versteinert in die leere Nacht hinausstarrte. „Hörst du's!" rief sie; „er ist todt! Geh nun! Du hast hier weiter nichts zu schaffen."

Das Mädchen wandte den Kopf, als habe sie nichts davon verstanden; aber trotz des verhüllenden Gewandes sah ich, daß ein Schauder über ihre Glieder lief, während sie schweigend zur Thür hinausging. Durch das Fenster sah ich sie den Hof hinabschreiten;

sie hatte den Kopf im Nacken, als sei er ihr herumgedreht, der Scheune zugewendet, worin der Todte lag. Plötzlich, als sie den Weg erreicht hatte, begann sie zu laufen, mit aufgehobenen Armen, als sei was hinter ihr, dem sie entrinnen müßte. Bald aber verschwand sie in den weißen Nebeln, die vom Moor herauf den Weg überschwemmt hatten.

Ich ließ anspannen, mein Geschäft war für heut' zu Ende. Als ich durch das Dorf fuhr, kam der Küster von seiner Hofstelle mir entgegen und legte die Hand auf meinen Wagen. „Es thut mir leid um den Hinrich, Herr Amtsvogt!" sagte er. „Aber, wer weiß, ob es nicht so am besten ist; wir müssen jetzt nur sehen, daß wir einen tüchtigen Setzwirth bekommen, der die Wittwe heirathen und die Stelle für den kleinen Hinrich Fehse bewirthschaften kann. Es soll schon Alles besorgt werden, Herr Amtsvogt!" Und in seiner alten Unerschütterlichkeit grüßte er gravitätisch mit der Hand, während ich, diese tröstlichen Worte noch im Ohr, aus dem Dorfe hinausfuhr, an dem Moor entlang, das von einem trüben Mond beleuchtet wurde.

* * *

Um mit meinem Bericht zu Ende zu kommen: der Brunnen der Hebammensleute wurde schon am anderen Tage ausgeschöpft, und der versenkte Schatz kam wirklich wieder an das Tageslicht. Auch der Mann für die junge Wittwe fand sich, nachdem das Kind noch binnen Jahresfrist mittelst eines Bräune-Anfalls seinem Vater in jenes unbekannte Land gefolgt war. Hans Ottsen zog es vor, statt die verrufene Hebammen-Margreth zu seinem Weibe zu machen, zu der väterlichen Hufe auch noch die Fehse'sche Stelle auf dem einfachen Wege der Heirath zu erwerben. Und so war denn, nach dem Recept der Küsterin, mit ein paar Handvoll Kirchhofserde wieder Alles in seinen Schick gebracht.

Will man noch nach dem Slovakenmädchen fragen, so vermag ich darauf keine Antwort zu geben; sie soll in, ich weiß nicht, welche große Stadt gezogen und dort in der Menschenfluth verschollen sein.

Viola tricolor.

(1873.)

Es war sehr still in dem großen Hause; aber selbst auf dem Flur spürte man den Duft von frischen Blumensträußen.

Aus einer Flügelthür, der breiten in das Oberhaus hinaufführenden Treppe gegenüber, trat eine alte sauber gekleidete Dienerin. Mit einer feierlichen Selbstzufriedenheit drückte sie hinter sich die Thür ins Schloß und ließ dann ihre grauen Augen an den Wänden entlang streifen, als wolle sie auch hier jedes Stäubchen noch einer letzten Musterung unterziehen; aber sie nickte beifällig und warf dann einen Blick auf die alte englische Hausuhr, deren Glockenspiel eben zum zweiten Mal seinen Satz abgespielt hatte.

„Schon Halb!“ murmelte die Alte; „und um Acht, so schrieb der Herr Professor, wollten die Herrschaften da sein!“

Hierauf griff sie in ihrer Tasche nach einem gro=ßen Schlüsselbund und verschwand dann in den hin=teren Räumen des Hauses. — Und wieder wurde es still; nur der Perpendikelschlag der Uhr tönte durch den geräumigen Flur und in das Treppen=haus hinauf; durch das Fenster über der Hausthür fiel noch ein Strahl der Abendsonne und blinkte auf den drei vergoldeten Knöpfen, welche das Uhr=gehäuse krönten.

Dann kamen von oben herab kleine leichte Schritte, und ein etwa zehnjähriges Mädchen erschien auf dem Treppenabsatz. Auch sie war frisch und festlich an=gethan; das roth und weiß gestreifte Kleid stand ihr gut zu dem bräunlichen Gesichtchen und den glän=zend schwarzen Haarflechten. Sie legte den Arm auf das Geländer und das Köpfchen auf den Arm, und ließ sich so langsam hinabgleiten, während ihre dunklen Augen träumerisch auf die gegenüberliegende Zimmerthür gerichtet waren.

Einen Augenblick stand sie horchend auf dem Flur; dann drückte sie leise die Thür des Zimmers auf und schlüpfte durch die schweren Vorhänge hinein. — Es war schon dämmerig hier; denn die beiden

Fenster des tiefen Raumes gingen auf eine von hohen Häusern eingeengte Straße; nur seitwärts über dem Sopha leuchtete wie Silber ein venetianischer Spiegel auf der dunkelgrünen Sammettapete. In dieser Einsamkeit schien er nur dazu bestimmt, das Bild eines frischen Rosenstraußes zurückzugeben, der in einer Marmorvase auf dem Sophatische stand. Bald aber erschien in seinem Rahmen auch das dunkle Kinderköpfchen. Auf den Zehen war die Kleine über den weichen Fußteppich herangeschlichen; und schon griffen die schlanken Finger hastig zwischen die Stengel der Blumen, während ihre Augen nach der Thür zurückflogen. Endlich war es ihr gelungen, eine halb erschlossene Moosrose aus dem Strauße zu lösen; aber sie hatte bei ihrer Arbeit der Dornen nicht geachtet, und ein rother Blutstropfen rieselte über ihren Arm. Rasch — denn er wäre fast in das Muster der kostbaren Tischdecke gefallen — sog sie ihn mit ihren Lippen auf; dann leise, wie sie gekommen, die geraubte Rose in der Hand, schlüpfte sie wieder durch die Thürvorhänge auf den Flur hinaus. Nachdem sie auch hier noch einmal gehorcht hatte, flog sie die Treppe wieder hinauf, die sie zu-

vor herabgekommen war, und droben weiter einen Corridor entlang, bis an die letzte Thür desselben. Einen Blick noch warf sie durch eines der Fenster, vor dem im Abendschein die Schwalben kreuzten; dann drückte sie die Klinke auf.

Es war das Studirzimmer ihres Vaters, das sie sonst in seiner Abwesenheit nicht zu betreten pflegte; nun war sie ganz allein zwischen den hohen Repositorien, die mit ihren unzähligen Büchern so ehrfurchtgebietend umherstanden. Als sie zögernd die Thür hinter sich zugedrückt hatte, wurde unter einem zur Linken von derselben befindlichen Fenster der mächtige Anschlag eines Hundes laut. Ein Lächeln flog über die ernsten Züge des Kindes; sie ging rasch an das Fenster und blickte hinaus. Drunten breitete sich der große Garten des Hauses in weiten Rasen- und Gebüschpartien aus; aber ihr vierbeiniger Freund schien schon andere Wege eingeschlagen zu haben; so sehr sie spähte, nichts war zu entdecken. Und wie Schatten fiel es allmälig wieder über das Gesicht des Kindes; sie war ja zu was Anderem hergekommen; was ging sie jetzt der Nero an!

Nach Westen hinaus, der Thür, durch welche sie

eingetreten, gegenüber, hatte das Zimmer noch ein zweites Fenster. An der Wand daneben, so daß das Licht dem daran Sitzenden zur Hand fiel, befand sich ein großer Schreibtisch mit dem ganzen Apparat eines gelehrten Alterthumsforschers; Bronzen und Terracotten aus Rom und Griechenland, kleine Modelle antiker Tempel und Häuser und andere dem Schutt der Vergangenheit entstiegene Dinge füllten fast den ganzen Aufsatz desselben. Darüber aber, wie aus blauen Frühlingslüften heraustretend, hing das lebensgroße Brustbild einer jungen Frau; gleich einer Krone der Jugend lagen die goldblonden Flechten über der klaren Stirn. — „Holdselig", dies veraltete Wort hatten ihre Freunde für sie wieder hervorgesucht; — einst, da sie noch an der Schwelle dieses Hauses mit ihrem Lächeln die Eintretenden begrüßte. — Und so blickte sie noch jetzt im Bilde mit ihren blauen Kinderaugen von der Wand herab; nur um den Mund spielte ein leichter Zug von Wehmuth, den man im Leben nicht an ihr gesehen hatte. Der Maler war auch derzeit wohl darum gescholten worden; später, da sie gestorben, schien es Allen recht zu sein.

Das kleine schwarzhaarige Mädchen kam mit

leisen Schritten näher; mit leidenschaftlicher Innigkeit hingen ihre Augen an dem schönen Bildniß.

„Mutter, meine Mutter!“ sprach sie flüsternd; doch so, als wolle mit den Worten sie sich zu ihr drängen.

Das schöne Antlitz schaute, wie zuvor, leblos von der Wand herab; sie aber kletterte, behend wie eine Katze, über den davorstehenden Sessel auf den Schreibtisch, und stand jetzt mit trotzig aufgeworfenen Lippen vor dem Bilde, während ihre zitternden Hände die geraubte Rose hinter der unteren Leiste des Goldrahmens zu befestigen suchten. Als ihr das gelungen war, stieg sie rasch wieder zurück und wischte mit ihrem Schnupftuch sorgsam die Spuren ihrer Füßchen von der Tischplatte.

Aber es war, als könne sie jetzt aus dem Zimmer, das sie zuvor so scheu betreten hatte, nicht wieder fortfinden; nachdem sie schon einige Schritte nach der Thür gethan hatte, kehrte sie wieder um; das westliche Fenster neben dem Schreibtische schien diese Anziehungskraft auf sie zu üben.

Auch hier lag unten ein Garten, oder richtiger, eine Gartenwildniß. Der Raum war freilich klein;

denn wo das wuchernde Gebüsch sie nicht verdeckte, war von allen Seiten die hohe Umfassungsmauer sichtbar. An dieser, dem Fenster gegenüber, befand sich, in augenscheinlichem Verfall, eine offene Rohrhütte; davor, von dem grünen Gespinnste einer Clematis fast bedeckt, stand noch ein Gartenstuhl. Der Hütte gegenüber mußte einst eine Partie von hochstämmigen Rosen gewesen sein; aber sie hingen jetzt wie verdorrte Reiser an den entfärbten Blumenstöcken, während unter ihnen mit unzähligen Rosen bedeckte Centifolien ihre fallenden Blätter auf Gras und Kraut umherstreuten.

Die Kleine hatte die Arme auf die Fensterbank und das Kinn in ihre beiden Hände gestützt, und schaute mit sehnsüchtigen Augen hinab.

Drüben in der Rohrhütte flogen zwei Schwalben aus und ein; sie mußten wohl ihr Nest darin gebaut haben. Die anderen Vögel waren schon zur Ruhe gegangen; nur ein Rothbrüstchen sang dort noch herzhaft von dem höchsten Zweige des abgeblühten Goldregens und sah das Kind mit seinen schwarzen Augen an.

— „Nesi, wo steckst du denn!“ sagte sanft eine

alte Stimme, während eine Hand sich liebkosend auf das Haupt des Kindes legte.

Die alte Dienerin war unbemerkt hereingetreten. Das Kind wandte den Kopf und sah sie mit einem müden Ausdruck an. „Anne," sagte es, „wenn ich nur einmal wieder in Großmutters Garten dürfte!"

Die Alte antwortete nicht darauf; sie kniff nur die Lippen zusammen und nickte ein paar Mal wie zur Beistimmung. „Komm, komm!" sagte sie dann. „Wie siehst du aus! Gleich werden sie da sein, dein Vater und deine neue Mutter!" Damit zog sie das Kind in ihre Arme und strich und zupfte ihr Haar und Kleider zurecht. — „Nein, nein, Neschen! Du darfst nicht weinen; es soll eine gute Dame sein, und schön, Nesi; du siehst ja gern die schönen Leute!"

In diesem Augenblick tönte das Rasseln eines Wagens von der Straße herauf. Das Kind zuckte zusammen; die Alte aber faßte es bei der Hand und zog es rasch mit sich aus dem Zimmer. — Sie kamen noch früh genug, um den Wagen vorfahren zu sehen; die beiden Mägde hatten schon die Hausthür aufgeschlagen.

— Das Wort der alten Dienerin schien sich zu bestätigen. Von einem etwa vierzigjährigen Manne, in dessen ernsten Zügen man Nesi's Vater leicht erkannte, wurde eine junge schöne Frau aus dem Wagen gehoben. Ihr Haar und ihre Augen waren fast so dunkel wie die des Kindes, dessen Stiefmutter sie geworden war; ja man hätte sie, flüchtig angesehen, für die rechte halten können, wäre sie dazu nicht zu jung gewesen. Sie grüßte freundlich, während ihre Augen wie suchend umherblickten; aber ihr Mann führte sie rasch ins Haus und in das untere Zimmer, wo sie von dem frischen Rosenduft empfangen wurde.

„Hier werden wir zusammen leben," sagte er, indem er sie in einen weichen Sessel niederdrückte, „verlaß dies Zimmer nicht, ohne hier die erste Ruhe in deinem neuen Heim gefunden zu haben!"

Sie blickte innig zu ihm auf. „Aber du — willst du nicht bei mir bleiben?"

— „Ich hole dir das Beste von den Schätzen unseres Hauses."

„Ja, ja, Rudolf, deine Agnes! Wo war sie denn vorhin?"

Er hatte das Zimmer schon verlassen. Den Augen des Vaters war es nicht entgangen, daß bei ihrer Ankunft Nesi sich hinter der alten Anne versteckt gehalten hatte; nun, da er sie wie verloren draußen auf dem Hausflur stehend fand, hob er sie auf beiden Armen in die Höhe und trug sie so in das Zimmer.

— „Und hier hast du die Nesi!“ sagte er, und legte das Kind zu den Füßen der schönen Stiefmutter auf den Teppich; dann, als habe er Weiteres zu besorgen, ging er hinaus; er wollte die Beiden allein sich finden lassen.

Nesi richtete sich langsam auf und stand nun schweigend vor der jungen Frau; Beide sahen sich unsicher und prüfend in die Augen. Letztere, die wohl ein freundliches Entgegenkommen als selbstverständlich vorausgesetzt haben mochte, faßte endlich die Hände des Mädchens und sagte ernst: „Du weißt doch, daß ich jetzt deine Mutter bin, wollen wir uns nicht lieb haben, Agnes?“

Nesi blickte zur Seite.

„Ich darf aber doch Mama sagen?“ fragte sie schüchtern.

— „Gewiß, Agnes, sag' was du willst, Mama oder Mutter, wie es dir gefällt!"

Das Kind sah verlegen zu ihr auf und erwiederte beklommen: „Mama könnte ich gut sagen!"

Die junge Frau warf einen raschen Blick auf sie und heftete ihre dunklen Augen in die noch dunkleren des Kindes. „Mama; aber nicht Mutter?" fragte sie.

„Meine Mutter ist ja todt," sagte Nesi leise.

In unwillkürlicher Bewegung stießen die Hände der jungen Frau das Kind zurück; aber sie zog es gleich und heftig wieder an ihre Brust.

„Nesi," sagte sie, „Mutter und Mama ist ja dasselbe!"

Nesi aber erwiederte nichts; sie hatte die Verstorbene immer nur Mutter genannt.

— Das Gespräch war zu Ende. Der Hausherr war wieder eingetreten, und da er sein Töchterchen in den Armen seiner jungen Frau erblickte, lächelte er zufrieden.

„Aber jetzt komm," sagte er heiter, indem er der Letzteren seine Hand entgegenstreckte, „und nimm als Herrin Besitz von allen Räumen dieses Hauses!"

Und sie gingen mit einander fort; durch die Zimmer des unteren Hauses, durch Küche und Keller, dann die breite Treppe hinauf in einen großen Saal und in die kleineren Stuben und Kammern, die nach beiden Seiten der Treppe auf den Corridor hinausgingen.

Der Abend dunkelte schon; die junge Frau hing immer schwerer an dem Arm ihres Mannes, es war fast, als sei mit jeder Thür, die sich vor ihr geöffnet, eine neue Last auf ihre Schultern gefallen; immer einsilbiger wurden seine froh hervorströmenden Worte erwiedert. Endlich, da sie vor der Thür seines Arbeitszimmers standen, schwieg auch er und hob den schönen Kopf zu sich empor, der stumm an seiner Schulter lehnte.

„Was ist dir, Ines?“ sagte er, „du freust dich nicht!“

„O doch, ich freue mich!“

„So komm!“

Als er die Thür geöffnet hatte, schien ihnen ein mildes Licht entgegen. Durch das westliche Fenster leuchtete der Schein des Abendgoldes, das drüben jenseits der Büsche des kleinen Gartens stand. —

In diesem Lichte blickte das schöne Bild der Todten von der Wand herab; darunter auf dem matten Gold des Rahmens lag wie glühend die frische rothe Rose.

Die junge Frau griff unwillkürlich mit der Hand nach ihrem Herzen und starrte sprachlos auf das süße lebensvolle Bild. Aber schon hatten die Arme ihres Mannes sie fest umfangen.

„Sie war einst mein Glück;“ sagte er, „sei du es jetzt!“

Sie nickte, aber sie schwieg und rang nach Athem. Ach, diese Todte lebte noch, und für sie Beide war doch nicht Raum in einem Hause!

Wie zuvor, da Nesi hier gewesen, tönte jetzt wieder aus dem großen zu Norden belegenen Garten die mächtige Stimme eines Hundes.

Mit sanfter Hand wurde die junge Frau von ihrem Gatten an das dort hinausliegende Fenster geführt. „Sieh einmal hier hinab!“ sagte er.

Drunten auf dem Stiege, der um den großen Rasen führte, saß ein schwarzer Neufundländer; vor ihm stand Nesi und beschrieb mit einer ihrer schwarzen Flechten einen immer engeren Kreis um seine

Nase. Dann warf der Hund den Kopf zurück und bellte und Nesi lachte und begann das Spiel von Neuem.

Auch der Vater, der diesem kindischen Treiben zusah, mußte lächeln; aber die junge Frau an seiner Seite lächelte nicht, und wie eine trübe Wolke flog es über ihn hin. „Wenn es die Mutter wäre!“ dachte er; laut aber sagte er: „Das ist unser Nero, den mußt du auch noch kennen lernen, Ines; der und Nesi sind gute Kameraden, sogar vor ihren Puppenwagen läßt sich das Ungeheuer spannen.“

Sie blickte zu ihm auf. „Hier ist so Viel, Rudolf,“ sagte sie, wie zerstreut; „wenn ich nur durchfinde!“

— „Ines, du träumst! Wir und das Kind, der Hausstand ist ja so klein wie möglich.“

„Wie möglich?“ wiederholte sie tonlos und ihre Augen folgten dem Kinde, das jetzt mit dem Hunde um den Rasen jagte; dann plötzlich, wie in Angst zu ihrem Mann emporsehend, schlang sie die Arme um seinen Hals und bat: „Halte mich fest, hilf mir! Mir ist so schwer.“

* * *

Wochen, Monate waren vergangen. — Die Befürchtungen der jungen Frau schienen sich nicht zu verwirklichen; wie von selber ging die Wirthschaft unter ihrer Hand. Die Dienerschaft fügte sich gern ihrem zugleich freundlichen und vornehmen Wesen, und auch wer von außen hinzutrat, fühlte, daß jetzt wieder eine dem Hausherrn ebenbürtige Frau im Innern walte. Für die schärfer blickenden Augen ihres Mannes freilich war es anders; er erkannte nur zu sehr, daß sie mit den Dingen seines Hauses wie mit Fremdem verkehre, woran sie keinen Theil habe, das als gewissenhafte Stellvertreterin sie nur um desto sorgsamer verwalten müsse. Es konnte den erfahrenen Mann nicht beruhigen, wenn sie sich zuweilen mit heftiger Innigkeit in seine Arme drängte, als müsse sie sich versichern, daß sie ihm, er ihr gehöre.

Auch zu Nesi hatte ein näheres Verhältniß sich nicht gebildet. Eine innere Stimme — der Liebe und der Klugheit — gebot der jungen Frau, mit dem Kinde von seiner Mutter zu sprechen, an die es die Erinnerung so lebendig, seit die Stiefmutter ins Haus getreten war, so hartnäckig bewahrte. Aber — das war es ja! Das süße Bild, das droben in

ihres Mannes Zimmer hing, — selbst ihre inneren Augen vermieden es zu sehen. Wohl hatte sie mehrmals schon den Muth gefaßt; sie hatte das Kind mit beiden Händen an sich gezogen, dann aber war sie verstummt; ihre Lippen hatten ihr den Dienst versagt, und Nesi, deren dunkle Augen bei solcher herzlichen Bewegung freudig aufgeleuchtet, war traurig wieder fortgegangen. Denn seltsam, sie sehnte sich nach der Liebe dieser schönen Frau; ja, wie Kinder pflegen, sie betete sie im Stillen an. Aber ihr fehlte die Anrede, die der Schlüssel jedes herzlichen Gespräches ist; das Eine — so war ihr — durfte sie, das Andere konnte sie nicht sagen.

Auch dieses letztere Hemmniß fühlte Ines, und da es das am leichtesten zu beseitigende schien, so kehrten ihre Gedanken immer wieder auf diesen Punkt zurück.

So saß sie eines Nachmittags neben ihrem Mann im Wohnzimmer und blickte in den Dampf, der leise singend aus der Theemaschine aufstieg.

Rudolf, der eben seine Zeitung durchgelesen hatte, ergriff ihre Hand. „Du bist so still, Ines; du hast mich heute nicht ein einzig Mal gestört!“

„Ich hätte wohl etwas zu sagen," erwiederte sie zögernd, indem sie ihre Hand aus der seinen löste.

— „So sag' es denn!"

Aber sie schwieg noch eine Weile.

— „Rudolf," sagte sie endlich, „laß dein Kind mich Mutter nennen!"

— „Und thut sie denn das nicht?"

Sie schüttelte den Kopf und erzählte ihm, was am Tage ihrer Ankunft vorgefallen war.

Er hörte ihr ruhig zu. „Es ist ein Ausweg," sagte er dann, „den hier die Kindesseele unbewußt gefunden hat. Wollen wir ihn nicht dankbar gelten lassen?"

Die junge Frau antwortete nicht darauf, sie sagte nur: „So wird das Kind mir niemals nahe kommen."

Er wollte wieder ihre Hand fassen, aber sie entzog sie ihm.

„Ines," sagte er, „verlange nur nichts, was die Natur versagt; von Nesi nicht, daß sie dein Kind, und nicht von dir, daß du ihre Mutter sei'st!"

Die Thränen brachen ihr aus den Augen. „Aber, ich soll doch ihre Mütter sein," sagte sie fast heftig.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

— „Ihre Mutter? Nein, Ines, das sollst du nicht."

„Was soll ich denn, Rudolf?"

— Hätte sie die nahe liegende Antwort auf diese Frage jetzt verstehen können, sie würde sie sich selbst gegeben haben. Er fühlte das und sah ihr sinnend in die Augen, als müsse er dort die helfenden Worte finden.

„Bekenn' es nur!" sagte sie, sein Schweigen mißverstehend, „darauf hast du keine Antwort."

„O, Ines!" rief er. „Wenn erst aus deinem eignen Blut ein Kind auf deinem Schooße liegt!"

Sie machte eine abwehrende Bewegung; er aber sagte: „Die Zeit wird kommen, und du wirst fühlen, wie das Entzücken, das aus deinem Auge bricht, das erste Lächeln deines Kindes weckt und wie es seine kleine Seele zu dir zieht. — Auch über Nesi haben einst zwei selige Augen so geleuchtet; dann schlug sie den kleinen Arm um einen Nacken, der sich zu ihr niederbeugte, und sagte: ‚Mutter!' — Zürne nicht mit ihr, daß sie es zu keiner Anderen auf der Welt mehr sagen kann!"

Ines hatte seine Worte kaum gehört; ihre Ge=

danken verfolgten nur den einen Punkt. „Wenn du sagen kannst: Sie ist ja nicht dein Kind, warum sagst du denn nicht auch: Du bist ja nicht mein Weib!“

Und dabei blieb es. Was gingen sie seine Gründe an!

Er zog sie an sich; er suchte sie zu beruhigen; sie küßte ihn und sah ihn durch Thränen lächelnd an; aber geholfen war ihr damit nicht.

* * *

Als Rudolf sie verlassen hatte, ging sie hinaus in den großen Garten. Bei ihrem Eintritt sah sie Resi mit einem Schulbuche in der Hand um den breiten Rasen wandern, aber sie wich ihr aus und schlug einen Seitenweg ein, der zwischen Gebüsch an der Gartenmauer entlang führte.

Dem Kinde war beim flüchtigen Aufblick der Ausdruck von Trauer in den schönen Augen der Stiefmutter nicht entgangen, und, wie magnetisch nachgezogen, immer lernend und ihre Lection vor sich hermurmelnd, war auch sie allmälig in jenen Steig gerathen.

Ines stand eben vor einer in der hohen Mauer befindlichen Pforte, die von einem Schlinggewächs mit lila Blüthen fast verhangen war. Mit abwesenden Blicken ruhten ihre Augen darauf, und sie wollte schon ihre stille Wanderung wieder beginnen, als sie das Kind sich entgegenkommen sah.

Nun blieb sie stehen und fragte: „Was ist das für eine Pforte, Nesi?"

— „Zu Großmutters Garten!"

„Zu Großmutters Garten? — Deine Großeltern sind doch schon lange todt!"

„Ja, schon lange, lange."

„Und wem gehört denn jetzt der Garten?"

— „Uns!" sagte das Kind, als verstehe sich das von selbst.

Ines bog ihren schönen Kopf unter das Gesträuch und begann an der eisernen Klinke der Thür zu rütteln; Nesi stand schweigend dabei, als wolle sie den Erfolg dieser Bemühungen abwarten.

„Aber er ist ja verschlossen!" rief die junge Frau, indem sie abließ und mit dem Schnupftuch den Rost von ihren Fingern wischte. „Ist es der wüste Garten, den man aus Vaters Stubenfenster sieht?"

Das Kind nickte.

— „Horch nur, wie drüben die Vögel singen!“

Inzwischen war die alte Dienerin in den Garten getreten. Als sie die Stimmen der Beiden von der Mauer her vernahm, beeilte sie sich, in ihre Nähe zu kommen. „Es ist Besuch drinnen,“ meldete sie.

Ines legte freundlich ihre Hand an Nesi's Wange. „Vater ist ein schlechter Gärtner,“ sagte sie im Fortgehen; „da müssen wir Beide noch hinein und Ordnung schaffen.“

— Im Hause kam Rudolf ihr entgegen.

„Du weißt, das Müller'sche Quartett spielt heute Abend,“ sagte er; „die Doctorsleute sind da und wollen uns vor Unterlassungssünden warnen.“

Als sie zu den Gästen in die Stube eingetreten waren, entspann sich ein langes, lebhaftes Gespräch über Musik; dann kamen häusliche Geschäfte, die noch besorgt werden mußten. Der wüste Garten war für heut' vergessen.

* * *

Am Abend war das Concert. — Die großen Todten, Haydn und Mozart, waren an den Hörern

vorübergezogen, und eben verklang auch der letzte Accord von Beethoven's C-moll-Quartett, und statt der feierlichen Stille, in der allein die Töne auf- und niederglänzten, rauschte jetzt das Geplauder der fortdrängenden Zuhörer durch den weiten Raum.

Rudolf stand neben dem Stuhle seiner jungen Frau. „Es ist aus, Ines," sagte er, sich zu ihr niederbeugend; „oder hörst du noch immer etwas?"

Sie saß noch wie horchend, ihre Augen nach dem Podium gerichtet, auf dem nur noch die leeren Pulte standen. Jetzt reichte sie ihrem Manne die Hand. „Laß uns heimgehen, Rudolf," sagte sie aufstehend.

An der Thür wurden sie von ihrem Hausarzte und dessen Frau aufgehalten, den einzigen Menschen, mit denen Ines bis jetzt in einen näheren Verkehr getreten war.

„Nun?" sagte der Doctor und nickte ihnen mit dem Ausdruck innerster Befriedigung zu. „Aber kommen Sie mit uns, es ist ja auf dem Wege; nach so etwas muß man noch ein Stündchen zusammensitzen."

Rudolf wollte schon mit heiterer Zustimmung

antworten, als er sich leise am Aermel gezupft fühlte und die Augen seiner Frau mit dem Ausdrucke dringenden Bittens auf sich gerichtet sah. Er verstand sie wohl. „Ich verweise die Entscheidung an die höhere Instanz," sagte er scherzend.

Und Ines wußte unerbittlich den nicht so leicht zu besiegenden Doctor auf einen anderen Abend zu vertrösten.

Als sie am Hause ihrer Freunde sich von diesen verabschiedet hatten, athmete sie auf wie befreit.

„Was hast du heute gegen unsere lieben Doctorsleute?" fragte Rudolf.

Sie drückte sich fest in den Arm ihres Mannes. „Nichts," sagte sie; „aber es war so schön heute Abend; ich muß nun ganz mit dir allein sein."

Sie schritten rascher ihrem Hause zu.

„Sieh' nur," sagte er, „im Wohnzimmer unten ist schon Licht, unsere alte Anne wird den Theetisch schon gerüstet haben. Du hattest Recht, daheim ist doch noch besser als bei Anderen."

Sie nickte nur und drückte ihm still die Hand. — Dann traten sie in ihr Haus; lebhaft öffnete sie die Stubenthür und schlug die Vorhänge zurück.

Auf dem Tische, wo einst die Vase mit den Rosen gestanden hatte, brannte jetzt eine große Bronze-Lampe und beleuchtete einen schwarzhaarigen Kinderkopf, der schlafend auf die mageren Aermchen hingesunken war; die Ecken eines Bilderbuches ragten nur eben darunter hervor.

Die junge Frau blieb wie erstarrt in der Thür stehen; das Kind war ganz aus ihrem Gedankenkreise verschwunden gewesen. Ein Zug herber Enttäuschung flog um ihre schönen Lippen. „Du, Nesi!“ stieß sie hervor, als ihr Mann sie vollends in das Zimmer hineingeführt hatte. „Was machst du denn noch hier?“

Nesi erwachte und sprang auf. „Ich wollte auf Euch warten,“ sagte sie, indem sie halb lächelnd mit der Hand über ihre blinzelnden Augen fuhr.

„Das ist unrecht von Anne; du hättest längst zu Bette sein sollen.“

Ines wandte sich ab und trat an das Fenster; sie fühlte, wie ihr die Thränen aus den Augen quollen. Ein unentwirrbares Gemisch von bitteren Gefühlen wühlte in ihrer Brust; Heimweh, Mitleid mit sich selber, Reue über ihre Lieblosigkeit gegen

das Kind des geliebten Mannes; sie wußte selber nicht, was Alles jetzt sie überkam; aber — und mit der Wollust und der Ungerechtigkeit des Schmerzes sprach sie es sich selber vor — das war es: ihrer Ehe fehlte die Jugend, und sie selber war doch noch so jung!

Als sie sich umwandte, war das Zimmer leer. — Wo war die schöne Stunde, auf die sie sich gefreut? — Sie dachte nicht daran, daß sie sie selbst verscheucht hatte.

— — Das Kind, welches mit fast erschreckten Augen dem ihm unverständlichen Vorgange zugesehen hatte, war von dem Vater still hinausgeführt worden.

„Geduld," sprach er zu sich selber, als er, den Arm um Nesi geschlungen, mit ihr die Treppe hinaufstieg; und auch er, in einem anderen Sinne, setzte hinzu: „Sie ist ja noch so jung."

Eine Kette von Gedanken und Plänen tauchte in ihm auf; mechanisch öffnete er das Zimmer, wo Nesi mit der alten Anne schlief und in dem sie von dieser schon erwartet wurde. Er küßte sie und sprach: „Ich werde Mama von dir gute Nacht sagen." Dann

wollte er zu seiner Frau hinabgehen; aber er kehrte wieder um und trat am Ende des Corridors in sein Studirzimmer.

Auf dem Aufsatze des Schreibtisches stand eine kleine Bronze-Lampe aus Pompeji, die er kürzlich erst erworben und Versuches halber mit Oel gefüllt hatte; er nahm sie herab, zündete sie an und stellte sie wieder an ihren Ort unter das Bildniß der Verstorbenen; ein Glas mit Blumen, das auf der Platte des Tisches gestanden, setzte er daneben. Er that dies fast gedankenlos; nur, als müsse er auch seinen Händen zu thun geben, während es ihm in Kopf und Herzen arbeitete. Dann trat er dicht daneben an das Fenster und öffnete beide Flügel desselben.

Der Himmel war voll Wolken; das Licht des Mondes konnte nicht herabgelangen. Drunten in dem kleinen Garten lag das wuchernde Gesträuch wie eine dunkle Masse; nur dort, wo zwischen schwarzen pyramidenförmigen Coniferen der Steig zur Rohrhütte führte, schimmerte zwischen ihnen der weiße Kies hindurch.

Und aus der Phantasie des Mannes, der in diese

Einsamkeit hinabsah, trat eine liebliche Gestalt, die nicht mehr den Lebenden angehörte; er sah sie unten auf dem Steige wandeln, und ihm war, als gehe er an ihrer Seite.

„Laß dein Gedächtniß mich zur Liebe stärken," sprach er; aber die Todte antwortete nicht; sie hielt den schönen, bleichen Kopf zur Erde geneigt; er fühlte mit süßem Schauder ihre Nähe, aber Worte kamen nicht von ihr.

Da bedachte er sich, daß er hier oben ganz allein stehe. Er glaubte an den vollen Ernst des Todes; die Zeit, wo sie gewesen, war vorüber. — Aber unter ihm lag noch wie einst der Garten ihrer Eltern; von seinen Büchern durch das Fenster sehend, hatte er dort zuerst das kaum fünfzehnjährige Mädchen erblickt; und das Kind mit den blonden Flechten hatte dem ernsten Manne die Gedanken fortgenommen, immer mehr, bis sie zuletzt als Frau die Schwelle seines Hauses überschritten und ihm Alles und noch mehr zurückgebracht hatte. — Jahre des Glückes und freudigen Schaffens waren mit ihr eingezogen; den kleinen Garten aber, als die Eltern früh verstorben waren und das Haus verkauft wurde, hatten sie be-

halten und durch eine Pforte in der Grenzmauer mit dem großen Garten ihres Hauses verbunden. Fast verborgen war schon damals diese Pforte unter hängendem Gesträuch, das sie ungehindert wachsen ließen; denn sie gingen durch dieselbe in den traulichsten Ort ihres Sommerlebens, in welchen selbst die Freunde des Hauses nur selten hineingelassen wurden. — — In der Rohrhütte, in welcher er einst von seinem Fenster aus die jugendliche Geliebte über ihren Schularbeiten belauscht hatte, saß jetzt zu den Füßen der blonden Mutter ein Kind mit dunklen, nachdenklichen Augen; und wenn er nun den Kopf von seiner Arbeit wandte, so that er einen Blick in das vollste Glück des Menschenlebens. — — Aber heimlich hatte der Tod sein Korn hineingeworfen. Es war in den ersten Tagen eines Junimondes, da trug man das Bett der schwer Erkrankten aus dem daran liegenden Schlafgemach in das Arbeitszimmer ihres Mannes; sie wollte die Luft noch um sich haben, die aus dem Garten ihres Glückes durch das offene Fenster wehte. Der große Schreibtisch war bei Seite gestellt; seine Gedanken waren nun alle nur bei ihr. — Draußen war ein

unvergleichlicher Frühling aufgegangen; ein Kirschbaum stand mit Blüthen überschneit. In unwillkürlichem Drange hob er die leichte Gestalt aus den Kissen und trug sie an das Fenster. „O, sieh' es noch einmal! Wie schön ist doch die Welt!"

Aber sie wiegte leise ihren Kopf und sagte: „Ich sehe es nicht mehr." — —

Und bald kam es, da wußte er das Flüstern, welches aus ihrem Munde brach, nicht mehr zu deuten. Immer schwächer glimmte der Funken; nur ein schmerzliches Zucken bewegte noch die Lippen, hart und stöhnend im Kampfe um das Leben ging der Athem. Aber es wurde leiser, immer leiser, zuletzt süß wie Bienengetön. Dann noch einmal war's, als wandle ein blauer Lichtstrahl durch die offenen Augen; und dann war Frieden.

„Gute Nacht, Marie!" — Aber sie hörte es nicht mehr.

— — Noch ein Tag, und die stille, edle Gestalt lag unten in dem großen, dämmerigen Gemach in ihrem Sarge. Die Diener des Hauses traten leise auf; drinnen stand er neben seinem Kinde, das die alte Anne an der Hand hielt.

„Nesi," sagte diese, „du fürchtest dich doch nicht?"

Und das Kind, von der Erhabenheit des Todes angeweht, antwortete: „Nein, Anne, ich bete."

Dann kam der allerletzte Gang, welcher noch mit ihr zu gehen ihm vergönnt war; nach ihrer Beider Sinn ohne Priester und Glockenklang, aber in der heiligen Morgenfrühe, die ersten Lerchen stiegen eben in die Luft.

Das war vorüber; aber er besaß sie noch in seinem Schmerze; wenn auch ungesehen, sie lebte noch mit ihm. Doch unbemerkt entschwand auch dies; er suchte sie oft mit Angst, aber immer seltener wußte er sie zu finden. Nun erst schien ihm sein Haus unheimlich leer und öde; in den Winkeln saß eine Dämmerung, die früher nicht dort gesessen hatte; es war so seltsam anders um ihn her; und sie war nirgends.

— — Der Mond war aus dem Wolkenduft hervorgetreten und beleuchtete hell die unten liegende Gartenwildniß. Er stand noch immer an derselben Stelle, den Kopf gegen das Fensterkreuz gelehnt; aber seine Augen sahen nicht mehr, was draußen war.

Da öffnete sich hinter ihm die Thür, und eine Frau von dunkler Schönheit trat herein.

Das leise Rauschen ihres Kleides hatte den Weg zu seinem Ohr gefunden; er wandte den Kopf und sah sie forschend an.

„Ines!“ rief er; er stieß das Wort hervor, aber er ging ihr nicht entgegen.

Sie war stehen geblieben. „Was ist dir, Rudolf? Erschrickst du vor mir?“

Er schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. „Komm,“ sagte er, „laß uns hinuntergehen.“

Aber während er ihre Hand faßte, waren ihre Augen auf das von der Lampe beleuchtete Bild und die danebenstehenden Blumen gefallen. — Wie ein plötzliches Verständniß flog es durch ihre Züge. „Es ist ja bei dir wie in einer Capelle,“ sagte sie, und ihre Worte klangen kalt, fast feindlich.

Er hatte Alles begriffen. „O, Ines,“ rief er, „sind nicht auch dir die Todten heilig!“

„Die Todten! Wem sollten die nicht heilig sein! Aber, Rudolf,“ — und sie zog ihn wieder an das Fenster; ihre Hände zitterten und ihre schwarzen Augen flimmerten vor Erregung — „sag' mir, die

ich jetzt dein Weib bin, warum hältst du diesen Garten verschlossen und lässest keines Menschen Fuß hinein?"

Sie zeigte mit der Hand in die Tiefe; der weiße Kies zwischen den schwarzen Pyramidensträuchern schimmerte gespenstisch; ein großer Nachtschmetterling flog eben darüber hin.

Er hatte schweigend hinabgeblickt. „Das ist ein Grab, Ines," sagte er jetzt, „oder, wenn du lieber willst, ein Garten der Vergangenheit."

Aber sie sah ihn heftig an. „Ich weiß das besser, Rudolf! Das ist der Ort, wo du bei ihr bist; dort auf dem weißen Steige wandelt Ihr zusammen; denn sie ist nicht todt; noch eben, jetzt in dieser Stunde warst du bei ihr und hast mich, dein Weib, bei ihr verklagt. Das ist Untreue, Rudolf; mit einem Schatten brichst du mir die Ehe!"

Er legte schweigend den Arm um ihren Leib und führte sie, halb mit Gewalt, vom Fenster fort. Dann nahm er die Lampe von dem Schreibtisch und hielt sie hoch gegen das Bild empor. „Ines, wirf nur einen Blick auf sie!"

Und als die unschuldigen Augen der Todten auf

sie herabblickten, brach sie in einen Strom von Thränen aus. „O, Rudolf, ich fühle es, ich werde schlecht!“

„Weine nicht so,“ sagte er. „Auch ich habe Unrecht gethan; aber habe auch du Geduld mit mir!“ — Er zog ein Schubfach seines Schreibtisches auf und legte einen Schlüssel in ihre Hand. „Oeffne du den Garten wieder, Ines! — … Gewiß, es macht mich glücklich, wenn dein Fuß der erste ist, der wieder ihn betritt. Vielleicht, daß im Geiste sie dir dort begegnet und mit ihren milden Augen dich so lange ansieht, bis du schwesterlich den Arm um ihren Nacken legst!“

Sie sah unbeweglich auf den Schlüssel, der noch immer in ihrer offenen Hand lag.

„Nun, Ines, willst du nicht annehmen, was ich dir gegeben habe?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Noch nicht, Rudolf, ich kann noch nicht, später — später; dann wollen wir zusammen hineingehen.“ Und indem ihre schönen dunklen Augen bittend zu ihm aufblickten, legte sie still den Schlüssel auf den Tisch.

* * *

Ein Samenkorn war in den Boden gefallen, aber die Zeit des Keimens lag noch fern.

Es war im November. — Ines konnte endlich nicht mehr daran zweifeln, daß auch sie Mutter werden solle, Mutter eines eigenen Kindes. Aber zu dem Entzücken, das sie bei dem Bewußtsein überkam, gesellte sich bald ein Anderes. Wie ein unheimliches Dunkel lag es auf ihr, aus dem allmälig sich ein Gedanke gleich einer bösen Schlange emporwand. Sie suchte ihn zu verscheuchen, sie flüchtete sich vor ihm zu allen guten Geistern ihres Hauses, aber verfolgte er sie, er kam immer wieder und immer mächtiger. War sie nicht nur von außen wie eine Fremde in dies Haus getreten, das schon ohne sie ein fertiges Leben in sich schloß? — Und eine zweite Ehe — gab es denn überhaupt eine solche? Mußte die erste, die einzige, nicht bis zum Tode Beider fortdauern? — Nicht nur bis zum Tode! Auch weiter — weiter, bis in alle Ewigkeit! Und wenn das? — Die heiße Gluth schlug ihr ins Gesicht; sich selbst zerfleischend griff sie nach den härtesten Worten. — Ihr Kind — ein Eindringling, ein Bastard würde es im eignen Vaterhause sein!

Wie vernichtet ging sie umher; ihr junges Glück und Leid trug sie allein; und wenn der, welcher den nächsten Anspruch hatte, es mit ihr zu theilen, sie besorgt und fragend anblickte, so schlossen sich ihre Lippen wie in Todesangst.

— — In dem gemeinschaftlichen Schlafgemache waren die schweren Fenstervorhänge heruntergelassen, nur durch eine schmale Lücke zwischen denselben stahl sich ein Streifen Mondlicht herein. Unter quälenden Gedanken war Ines eingeschlafen, nun kam der Traum; da wußte sie es: sie konnte nicht bleiben, sie mußte fort aus diesem Hause, nur ein kleines Bündelchen wollte sie mitnehmen, dann fort, weit weg — — zu ihrer Mutter, auf Nimmerwiederkehr! Aus dem Garten, hinter den Fichten, welche die Rückwand desselben bildeten, führte ein Pförtchen in das Freie; den Schlüssel hatte sie in ihrer Tasche, sie wollte fort — — gleich. — —

Der Mond rückte weiter, von der Bettstatt auf das Kissen, und jetzt lag ihr schönes Antlitz voll beleuchtet in seinem blassen Schein. — Da richtete sie sich auf. Geräuschlos entstieg sie dem Bett und trat mit nackten Füßen in ihre davorstehenden Schuhe.

Nun stand sie mitten im Zimmer in ihrem weißen Schlafgewand; ihr dunkles Haar hing, wie sie es Nachts zu ordnen pflegte, in zwei langen Flechten über ihre Brust. Aber ihre sonst so elastische Gestalt schien wie zusammengesunken; es war, als liege noch die Last des Schlafes auf ihr. Tastend, mit vorgestreckten Händen, glitt sie durch das Zimmer, aber sie nahm nichts mit, kein Bündelchen, keinen Schlüssel. Als sie mit den Fingern über die auf einem Stuhle liegenden Kleider ihres Mannes streifte, zögerte sie einen Augenblick, als gewinne eine andere Vorstellung in ihr Raum; gleich darauf aber schritt sie leise und feierlich zur Stubenthür hinaus und weiter die Treppe hinab. Dann klang unten im Flure das Schloß der Hofthür, kalte Luft blies sie an, der Nachtwind hob die schweren Flechten auf ihrer Brust.

— — Wie sie durch den finsteren Wald gekommen, der hinter ihr lag, das wußte sie nicht; aber jetzt hörte sie es überall aus dem Dickicht hervorbrechen; die Verfolger waren hinter ihr. Vor ihr erhob sich ein großes Thor; mit aller Macht ihrer kleinen Hände stieß sie den einen Flügel auf; eine

öde, unabsehbare Haide dehnte sich vor ihr aus, und plötzlich wimmelte es von großen, schwarzen Hunden, die in emsigem Laufe gegen sie daherrannten; sie sah die rothen Zungen aus ihren dampfenden Rachen hängen, sie hörte ihr Gebell, immer näher — tönender — —

Da öffneten sich ihre halbgeschlossenen Augen, und allmälig begann sie es zu fassen. Sie erkannte, daß sie eben innerhalb des großen Gartens stehe; ihre eine Hand hielt noch die Klinke der eisernen Gitterthür. Der Wind spielte mit ihrem leichten Nachtgewande; von den Linden, welche zur Seite des Einganges standen, wirbelte ein Schauer von gelben Blättern auf sie herab. — Doch — was war das? — Drüben aus den Tannen, ganz wie sie es vorhin zu hören glaubte, erscholl auch jetzt das Bellen eines Hundes, sie hörte deutlich etwas durch die dürren Zweige brechen. Eine Todesangst überfiel sie. — Und wieder erscholl das Gebell.

„Nero," sagte sie; „es ist Nero."

Aber sie hatte sich mit dem schwarzen Hüter des Hauses nie befreundet, und unwillkürlich lief ihr das wirkliche Thier mit den grimmigen Hunden des

Traumes in eins zusammen; und jetzt sah sie ihn von jenseit des Rasens in großen Sprüngen auf sich zukommen. Doch er legte sich vor ihr nieder, und, jenes unverkennbare Winseln der Freude aus-stoßend, leckte er ihre nackten Füße. Zugleich kamen Schritte vom Hofe her, und einen Augenblick darauf umfingen sie die Arme ihres Mannes; gesichert legte sie den Kopf an seine Brust.

Vom Gebell des Hundes aufgewacht, hatte er mit jähem Schreck ihr Lager an seiner Seite leer gesehen. Ein dunkles Wasser glitzerte plötzlich vor seinem inneren Auge; es lag nur tausend Schritte hinter ihrem Garten an einem Feldweg unter dichten Erlenbüschen. Wie vor einigen Tagen sah er sich mit Ines an dem grünen Uferrande stehen; er sah sie bis in das Schilf hinabgehen und einen Stein, den sie vorhin am Wege aufgesammelt, in die Tiefe werfen. „Komm zurück, Ines!“ hatte er gerufen, „es ist nicht sicher dort.“ Aber sie war noch immer stehen geblieben, mit den schwermüthigen Augen in die Kreise starrend, welche langsam auf dem schwarzen Wasserspiegel ausliefen. „Das ist wohl unergründlich?“ hatte sie gefragt, da er sie endlich in seinen Armen fortgerissen.

Das Alles war in wilder Flucht durch seinen Kopf gegangen, als er die Treppe nach dem Hofe hinabgestürmt. — Auch damals waren sie durch den Garten von ihrem Hause fortgegangen, und jetzt traf er sie hier, fast unbekleidet, das schöne Haar vom Nachtthau feucht, der noch immer von den Bäumen tropfte.

Er hüllte sie in den Plaid, welchen er sich selbst vorm Hinuntergehen übergeworfen hatte. „Ines," sagte er — das Herz schlug ihm so gewaltig, daß er das Wort fast rauh hervorstieß — „was ist das? Wie bist du hierher gekommen?"

Sie schauerte in sich zusammen.

„Ich weiß nicht, Rudolf — — ich wollte fort — mir träumte; o, Rudolf, es muß etwas Furchtbares gewesen sein!"

„Dir träumte? Wirklich, dir träumte!" wiederholte er und athmete auf, wie von einer schweren Last befreit.

Sie nickte nur und ließ sich wie ein Kind ins Haus und in das Schlafgemach zurückführen.

Als er sie hier sanft aus seinen Armen ließ, sagte sie: „Du bist so stumm, du zürnst gewiß?"

„Wie sollt' ich zürnen, Ines! Ich hatte Angst um dich. Hast du schon früher so geträumt?"

Sie schüttelte erst den Kopf, bald aber besann sie sich. „Doch — — einmal; nur war nichts Schreckliches dabei."

Er trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück, so daß das Mondlicht voll ins Zimmer strömte.

„Ich muß dein Antlitz sehen," sagte er, indem er sie auf die Kante ihres Bettes niederzog und sich dann selbst an ihre Seite setzte. „Willst du mir nun erzählen, was dir damals Liebliches geträumt hat? Du brauchst nicht laut zu sprechen; in diesem zarten Lichte trifft auch der leiseste Ton das Ohr."

Sie hatte den Kopf an seine Brust gelegt und sah zu ihm empor.

„Wenn du es wissen willst," sagte sie nachsinnend. „Es war, glaub' ich, an meinem dreizehnten Geburtstag; ich hatte mich ganz in das Kind, in den kleinen Christus verliebt, ich mochte meine Puppen nicht mehr ansehen."

„In den kleinen Christus, Ines?"

„Ja, Rudolf;" und sie legte sich wie zur Ruhe noch fester in seinen Arm; „meine Mutter hatte mir

ein Bild geschenkt, eine Madonna mit dem Kinde; es hing hübsch eingerahmt über meinem Arbeitstischchen in der Wohnstube."

„Ich kenne es," sagte er, „es hängt ja noch dort; deine Mutter wollte es behalten zur Erinnerung an die kleine Ines."

— „O, meine liebe Mutter!"

Er zog sie fester an sich; dann sagte er: „Darf ich weiter hören, Ines?"

— „Doch! Aber ich schäme mich, Rudolf." Und dann leise und zögernd fortfahrend: „Ich hatte an jenem Tage nur Augen für das Christkind; auch Nachmittags, als meine Gespielinnen da waren; ich schlich mich heimlich hin und küßte das Glas vor seinem kleinen Munde — — es war mir ganz, als wenn's lebendig wäre — — hätte ich es nur auch wie die Mutter auf dem Bild in meine Arme nehmen können!" — Sie schwieg; ihre Stimme war bei den letzten Worten zu einem flüsternden Hauch herabgesunken.

„Und dann, Ines?" fragte er. „Aber du erzählst mir so beklommen!"

— „Nein, nein, Rudolf! Aber — — in der

Nacht, die darauf folgte, muß ich auch im Traume aufgestanden sein; denn am anderen Morgen fanden sie mich in meinem Bette, das Bild in beiden Armen, mit meinem Kopf auf dem zerdrückten Glase eingeschlafen."

Eine Weile war es todtenstill im Zimmer.

— — „Und jetzt?" fragte er ahnungsvoll und sah ihr tief und herzlich in die Augen. „Was hat dich heute denn von meiner Seite in die Nacht hinausgetrieben?"

„Jetzt, Rudolf?" — — Er fühlte, wie ein Zittern über alle ihre Glieder lief. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals, und mit erstickter Stimme flüsterte sie angstvolle und verworrene Worte, deren Sinn er nicht verstehen konnte.

„Ines, Ines," sagte er und nahm ihr schönes kummervolles Antlitz in seine beiden Hände.

— „O, Rudolf! Laß mich sterben; aber verstoße nicht unser Kind!"

Er war vor ihr aufs Knie gesunken und küßte ihr die Hände. Nur die Botschaft hatte er gehört und nicht die dunklen Worte, in denen sie ihm verkündigt wurde; von seiner Seele flogen alle Schatten

fort, und hoffnungsreich zu ihr emporschauend, sprach er leise:

„Nun muß sich Alles, Alles wenden!“

* * *

Die Zeit ging weiter, aber die dunklen Gewalten waren noch nicht besiegt. Nur mit Widerstreben fügte Ines die noch aus Nesi's Wiegenzeit vorhandenen Dinge der kleinen Ausrüstung ein, und manche Thräne fiel in die kleinen Mützen und Jäckchen, an welchen sie jetzt stumm und eifrig nähte.

— — Auch Nesi war es nicht entgangen, daß etwas Ungewöhnliches sich vorbereite. Im Oberhause, nach dem großen Garten hinaus, stand plötzlich eine Stube fest verschlossen, in der sonst ihre Spielsachen aufbewahrt gewesen waren; sie hatte durchs Schlüsselloch hineingeguckt; eine Dämmerung, eine feierliche Stille schien darin zu walten. Und als sie ihre Puppenküche, die man auf den Corridor hinausgesetzt hatte, mit Hülfe der alten Anne auf den Hausboden trug, suchte sie dort vergebens nach der Wiege mit dem grünen Taffetschirme, welche, so lange sie den-

ken konnte, hier unter dem schrägen Dachfenster gestanden hatte. Neugierig spähte sie in alle Winkel.

„Was gehst du herum wie ein Controleur?“ sagte die Alte.

— „Ja, Anne, wo ist aber meine Wiege geblieben?“

Die Alte blickte sie mit schlauem Lächeln an. „Was meinst,“ sagte sie, „wenn dir der Storch noch so ein Brüderchen brächte?“

Nesi sah betroffen auf; aber sie fühlte sich durch diese Anrede in ihrer elfjährigen Würde gekränkt. „Der Storch?“ sagte sie verächtlich.

„Nun freilich, Nesi.“

— „Du mußt nicht so was zu mir sprechen, Anne. Das glauben die kleinen Kinder; aber ich weiß wohl, daß es dummes Zeug ist.“

„So? — Wenn du es besser weißt, Mamsell Naseweis, woher kommen denn die Kinderchen, wenn nicht der Storch sie bringt, der es doch schon die Tausende von Jahren her besorgt hat?“

— „Sie kommen vom lieben Gott,“ sagte Nesi pathetisch. „Sie sind auf einmal da.“

„Bewahr' uns in Gnaden!“ rief die Alte. „Was

doch die Guckindiewelte heutzutage klug sind! Aber du hast Recht, Nesi; wenn du's gewiß weißt, daß der liebe Gott den Storch vom Amte gesetzt hat, — ich glaub's selber, er wird es schon allein besorgen können. — Nun aber — wenn's denn so auf einmal da wär', das Brüderchen — oder wolltest du lieber ein Schwesterlein? — würd's dich freuen, Neschen?"

Nesi stand vor der Alten, die sich auf einen Reisekoffer niedergelassen hatte; ein Lächeln verklärte ihr ernstes Gesichtchen, dann aber schien sie nachzusinnen.

„Nun, Neschen," forschte wieder die Alte. „Würd's dich freuen, Neschen?"

„Ja, Anne," sagte sie endlich, „ich möchte wohl eine kleine Schwester haben, und Vater würde sich gewiß auch freuen; aber — —"

„Nun, Neschen! was hast du noch zu abern?"

„Aber," wiederholte Nesi, und hielt dann wieder einen Augenblick wie grübelnd inne; — „das Kind würde ja dann doch keine Mutter haben!"

„Was?" rief die Alte ganz erschrocken und strebte mühsam von ihrem Koffer auf; „das Kind keine

Mutter? Du bist mir zu gelehrt, Nesi; komm, laß uns hinabgehen! — Hörst du? Da schlägt's Zwei! Nun mach', daß du in die Schule kommst!"

* * *

Schon brausten die ersten Frühlingsstürme um das Haus; die Stunde nahte.

— „Wenn ich's nicht überlebte," dachte Ines, „ob er auch meiner dann gedenken würde?"

Mit scheuen Augen ging sie an der Thür des Zimmers vorüber, welches schweigend sie und ihr künftiges Geschick erwartete; leise trat sie auf, als sei darinnen etwas, was sie zu wecken fürchte.

Und endlich war dem Hause ein Kind, ein zweites Töchterchen geboren. Von außen pochten die lichtgrünen Zweige an die Fenster; aber drinnen in dem Zimmer lag die junge Mutter bleich und entstellt; das warme Sonnenbraun der Wangen war verschwunden; aber in ihren Augen brannte ein Feuer, das den Leib verzehrte. Rudolf saß an dem Bette und hielt ihre schmale Hand in der seinen.

Jetzt wandte sie mühsam den Kopf nach der Wiege, die unter der Hut der alten Anne an der

anderen Seite des Zimmers stand. „Rudolf," sagte sie matt; „ich habe noch eine Bitte!"

— „Noch eine, Ines? Ich werde noch viel von dir zu bitten haben."

Sie sah ihn traurig an; nur eine Secunde lang; dann flog ihr Auge hastig wieder nach der Wiege. „Du weißt," sagte sie, immer schwerer athmend, „es giebt kein Bild von mir! Du wolltest immer, es solle nur von einem guten Meister gemalt werden — — wir können nicht mehr warten auf die Meisterhand. — Du könntest einen Photographen kommen lassen, Rudolf; es ist ein wenig umständlich; aber — mein Kind, es wird mich nicht mehr kennen lernen; es muß doch wissen, wie die Mutter ausgesehen."

„Warte noch ein wenig!" sagte er, und suchte einen muthigen Ton in seine Stimme zu legen. „Es würde dich jetzt zu sehr erregen; warte, bis deine Wangen wieder voller werden!"

Sie strich mit beiden Händen über ihr schwarzes Haar, das lang und glänzend auf dem Deckbette lag, indem sie einen fast wilden Blick im Zimmer umherwarf.

„Einen Spiegel!“ sagte sie, indem sie sich völlig in den Kissen aufrichtete. „Bringt mir einen Spiegel!“

Er wollte wehren; aber schon hatte die Alte einen Handspiegel herbeigeholt und auf das Bett gelegt. Die Kranke ergriff ihn hastig; aber als sie hineinblickte, malte sich ein heftiges Erschrecken in ihren Zügen; sie nahm ein Tuch und wischte an dem Glase; doch es wurde nicht anders; nur immer fremder starrte das kranke Leidensantlitz ihr entgegen.

„Wer ist das?“ schrie sie plötzlich. „Das bin nicht ich! — O, mein Gott! Kein Bild, kein Schatten für mein Kind!“

Sie ließ den Spiegel fallen und schlug die mageren Hände vors Gesicht.

Da drang ein Weinen an ihr Ohr. Es war nicht ihr Kind, das ahnungslos in seiner Wiege lag und schlief; Nesi hatte sich unbemerkt hereingeschlichen; sie stand mitten im Zimmer und sah mit düsteren Augen auf die Stiefmutter, während sie schluchzend in ihre Lippe biß.

Ines hatte sie bemerkt. „Du weinst, Nesi?“ fragte sie.

Aber das Kind antwortete nicht.

„Warum weinst du, Nesi?“ wiederholte sie heftig.

Die Züge des Kindes wurden noch finsterer.

„Um meine Mutter!“ brach es fast trotzig aus dem kleinen Munde.

Die Kranke stutzte einen Augenblick; dann aber streckte sie die Arme aus dem Bett, und als das Kind, wie unwillkürlich, sich genähert hatte, riß sie es heftig an ihre Brust. „O Nesi, vergiß deine Mutter nicht!“

Da schlangen zwei kleine Arme sich um ihren Hals, und, nur ihr verständlich, hauchte es: „Meine liebe, süße Mama!“

— „Bin ich deine liebe Mama, Nesi?“

Nesi antwortete nicht; sie nickte nur heftig in die Kissen.

„Dann, Nesi,“ und in traulich seligem Flüstern sprach es die Kranke, „vergiß auch mich nicht! O, ich will nicht gern vergessen werden!“

— — Rudolf hatte regungslos diesen Vorgängen zugesehen, die er nicht zu stören wagte; halb in tödtlicher Angst, halb in stillem Jubel; aber die Angst behielt die Oberhand. Ines war in ihre

Kissen zurückgesunken; sie sprach nicht mehr; sie schlief — plötzlich.

Nesi, die sich leise von dem Bett entfernt hatte, kniete vor der Wiege ihres Schwesterchens; voll Bewunderung betrachtete sie das winzige Händchen, das sich aus den Kissen aufreckte, und wenn das rothe Gesichtlein sich verzog und der kleine unbeholfene Menschenlaut hervorbrach, dann leuchteten ihre Augen vor Entzücken. Rudolf, der still herangetreten war, legte liebkosend die Hand auf ihren Kopf; sie wandte sich um und küßte die andere Hand des Vaters, dann schaute sie wieder auf ihr Schwesterchen. — —

Die Stunden rückten weiter. Draußen leuchtete der Mittagsschein, und die Vorhänge an den Fenstern wurden fester zugezogen. Längst schon saß er wieder an dem Bette der geliebten Frau; in dumpfer Erwartung; Gedanken und Bilder kamen und gingen; er schaute sie nicht an, er ließ sie kommen und gehen. Schon einmal früher war es so wie jetzt gewesen; ein unheimliches Gefühl befiel ihn; ihm war, als lebe er zum zweiten Mal. Er sah wieder den schwarzen Todtenbaum aufsteigen und mit den düsteren Zweigen sein ganzes Haus bedecken. Angstvoll

sah er nach der Kranken; aber sie schlummerte sanft; in ruhigen Athemzügen hob sich ihre Brust. Unter dem Fenster, in den blühenden Syringen sang ein kleiner Vogel immerzu; er hörte ihn nicht; er war bemüht, die trügerischen Hoffnungen fortzuscheuchen, die ihn jetzt umspinnen wollten.

Am Nachmittage kam der Arzt; er neigte sich über die Schlafende und nahm ihre Hand, die ein warmer feuchter Hauch bedeckte. Rudolf blickte gespannt in das Antlitz seines Freundes, dessen Züge den Ausdruck der Ueberraschung annahmen.

„Schone mich nicht!“ sagte er. „Laß mich Alles wissen!“

Aber der Doctor drückte ihm die Hand.

— „Gerettet!“ — Das einzige Wort hatte er behalten. Er hörte auf einmal den Gesang des Vogels; das ganze Leben kam zurückgefluthet. „Gerettet!“ — Und er hatte auch sie schon verloren gegeben in die große Nacht; er hatte geglaubt, die heftige Erschütterung des Morgens müsse sie verderben; doch:

„Es ward ihr zum Heil,
Es riß sie nach oben!“

In diese Worte des Dichters faßte er all sein Glück zusammen; wie Musik klangen sie fort und fort in seinen Ohren.

— — Immer noch schlief die Kranke; immer noch saß er wartend an ihrem Bette. Nur die Nachtlampe dämmerte jetzt in dem stillen Zimmer; draußen aus dem Garten kam statt des Vogelsangs nun das Rauschen des Nachtwindes; manchmal wie Harfenton wehte es auf und zog vorüber; die jungen Zweige pochten leise an die Fenster.

„Ines!“ flüsterte er; „Ines!“ er konnte es nicht lassen, ihren Namen auszusprechen.

Da schlug sie die Augen auf und ließ sie fest und lange auf ihm ruhen, als müsse aus der Tiefe des Schlafes ihre Seele erst zu ihm hinaufgelangen.

„Du, Rudolf?“ sagte sie endlich. „Und ich bin noch einmal wieder aufgewacht!“

Er blickte sie an, und konnte sich nicht ersättigen an ihrem Anblick. „Ines,“ sagte er — fast demüthig klang seine Stimme — „ich sitze hier, und stundenlang schon trage ich das Glück wie eine schwere Last auf meinem Haupte; hilf es mir tragen, Ines!“

„Rudolf! —“ Sie hatte sich mit einer kräftigen Bewegung aufgerichtet.

— „Du wirst leben, Ines!“

„Wer hat das gesagt?“

— „Dein Arzt, mein Freund; ich weiß, er hat sich nicht getäuscht.“

„Leben! O mein Gott! Leben! — Für mein Kind, für dich!“ — Es war, als käme ihr plötzlich eine Erinnerung; sie schlang die Hände um den Hals ihres Mannes und drückte sein Ohr an ihren Mund. „Und für deine — für Eure, unsere Nesi!“ flüsterte sie. Dann ließ sie seinen Nacken los, und seine beiden Hände ergreifend, sprach sie zu ihm sanft und liebevoll. „Mir ist so leicht!“ sagte sie. „Ich weiß gar nicht mehr, warum Alles sonst so schwer gewesen ist!“ Und ihm zunickend: „Du sollst nur sehen, Rudolf; nun kommt die gute Zeit! Aber —“ und sie hob den Kopf und brachte ihre Augen ganz dicht an die seinen — „ich muß Theil haben an deiner Vergangenheit, dein ganzes Glück mußt du mir erzählen! Und Rudolf, ihr süßes Bild soll in dem Zimmer hängen, das uns gemeinschaftlich gehört; sie muß dabei sein, wenn du mir erzählst!“

Er sah sie an wie ein Seliger.

„Ja, Ines; sie soll dabei sein!“

„Und Nesi! Ich erzähl' ihr wieder von ihrer Mutter, was ich von dir gehört habe; — was für ihr Alter paßt, Rudolf, nur das“ — —

Er konnte nur stumm noch nicken.

„Wo ist Nesi?“ fragte sie dann; „ich will ihr noch einen Gutenacht-Kuß geben!“

„Sie schläft, Ines,“ sagte er und strich sanft mit der Hand über ihre Stirn. „Es ist ja Mitternacht!“

„Mitternacht! So mußt auch du nun schlafen! Ich aber — lache mich nicht aus, Rudolf — mich hungert; ich muß essen! Und dann, nachher, die Wiege vor mein Bett; ganz nahe, Rudolf! Dann schlaf' auch ich wieder; ich fühl's; gewiß, du kannst ganz ruhig fortgehen.“

Er blieb noch.

„Ich muß erst eine Freude haben!“ sagte er.

„Eine Freude?“

„Ja, Ines, eine ganz neue; ich will dich essen sehen!“

— „O du!“

— Und als ihm auch das geworden, trug er mit der Wärterin die Wiege vor das Bett.

„Und nun gute Nacht! Mir ist, als sollte ich noch einmal in unseren Hochzeitstag hineinschlafen."

Sie aber wies glücklich lächelnd auf ihr Kind.

— Und bald war Alles still. Aber nicht der schwarze Todtenbaum streckte seine Zweige über das Dach des Hauses; aus fernen goldnen Aehrenfeldern nickte sanft der rothe Mohn des Schlummers. Noch eine reiche Ernte stand bevor.

* * *

Und es war wieder Rosenzeit. — Auf dem breiten Steige des großen Gartens hielt ein lustiges Gefährte. Nero war augenscheinlich avancirt; denn nicht vor einem Puppen-, sondern vor einem wirklichen Kinderwagen stand er angeschirrt und hielt geduldig still, als Nesi an seinem mächtigen Kopfe jetzt die letzte Schnalle zuzog. Die alte Anne beugte sich zu dem Schirm des Wägelchens und zupfte an den Kissen, in denen das noch namenlose Töchterchen

des Hauses mit großen offenen Augen lag; aber schon rief Nesi: „Hü hott, alter Nero!“ und in würdevollem Schritt setzte die kleine Karawane sich zu ihrer täglichen Spazierfahrt in Bewegung.

Rudolf und mit ihm Ines, die schöner als je an seinem Arme hing, hatten lächelnd zugeschaut; nun gingen sie ihren eigenen Weg; seitwärts schlugen sie sich durch die Büsche entlang der Gartenmauer, und bald standen sie vor der noch immer verschlossenen Pforte. Das Gesträuch hing nicht wie sonst herab; ein Gestelle war untergebaut, so daß man wie durch einen schattigen Laubengang hinangelangte. Einen Augenblick horchten sie auf den vielstimmigen Gesang der Vögel, die drüben in der noch ungestörten Einsamkeit ihr Wesen trieben. Dann aber, von Ines' kleinen kräftigen Händen bezwungen, drehte sich der Schlüssel und kreischend sprang der Riegel zurück. Drinnen hörten sie die Vögel aufrauschen, und dann war Alles still. Um eine Hand breit stand die Pforte offen; aber sie war an der Binnenseite von blühendem Geranke überstrickt; Ines wandte alle ihre Kräfte auf, es knisterte und knickte auch dahinter; aber die Pforte blieb gefangen.

„Du mußt!“ sagte sie endlich, indem sie lächelnd und erschöpft zu ihrem Mann emporblickte.

Die Männerhand erzwang den vollen Eingang; dann legte Rudolf das zerrissene Gesträuch sorgsam nach beiden Seiten zurück.

Vor ihnen schimmerte jetzt in hellem Sonnenlicht der Kiesweg; aber leise, als sei es noch in jener Mondnacht, gingen sie zwischen den tiefgrünen Coniferen auf ihm hin, vorbei an den Centifolien, die mit Hunderten von Rosen aus dem wuchernden Kraut hervorleuchteten, und am Ende des Steiges unter das verfallene Rohrdach, vor welchem jetzt die Clematis den ganzen Gartenstuhl besponnen hatte. Drinnen hatte, wie im vorigen Sommer, die Schwalbe ihr Nest gebaut; furchtlos flog sie über ihnen aus und ein.

Was sie zusammen sprachen? — Auch für Ines war jetzt heiliger Boden hier. — Mitunter schwiegen sie und hörten nur auf das Summen der Insecten, die draußen in den Düften spielten. Vor Jahren hatte Rudolf es schon ebenso gehört; immer war es so gewesen. Die Menschen starben; ob denn diese kleinen Musikanten ewig waren?

„Rudolf, ich habe etwas entdeckt!“ begann jetzt Ines wieder. „Nimm einmal den ersten Buchstaben meines Namens und setz' ihn an das Ende! Wie heißt er dann?“

„Nesi!“ sagte er lächelnd. „Das trifft sich wunderbar.“

„Siehst du!“ fuhr sie fort; „so hat die Nesi eigentlich meinen Namen. Ist's nicht billig, daß nun mein Kind den Namen ihrer Mutter erhält? — Marie! — Es klingt so gut und mild; du weißt, es ist nicht einerlei, mit welchem Namen die Kinder sich gerufen hören!“

Er schwieg einen Augenblick.

„Laß uns mit diesen Dingen nicht spielen!“ sagte er dann und sah ihr innig in die Augen. „Nein, Ines; auch mit dem Antlitz meines lieben kleinen Kindes soll mir ihr Bild nicht übermalt werden. Nicht Marie, auch nicht Ines — wie es deine Mutter wünschte — darf das Kind mir heißen! Auch Ines ist für mich nur einmal und niemals wieder auf der Welt.“ — Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Wirst du nun sagen, daß du einen eigensinnigen Mann hast?“

„Nein, Rudolf; nur, daß du Nesi's rechter Vater bist!"

„Und du, Ines?"

„Hab' nur Geduld; — ich werde schon dein rechtes Weib! — Aber" —

„Ist doch noch ein Aber da?"

„Kein böses, Rudolf! — Aber — wenn einst die Zeit dahin ist — denn einmal kommt ja doch das Ende — wenn wir Alle dort sind, woran du keinen Glauben hast, aber vielleicht doch eine Hoffnung, — wohin sie uns vorangegangen ist; dann" — und sie hob sich zu ihm empor und schlang beide Hände um seinen Nacken — „schüttle mich nicht ab, Rudolf! Versuch es nicht; ich lasse doch nicht von dir!"

Er schloß sie fest in seine Arme und sagte: „Laß uns das Nächste thun; das ist das Beste, was ein Mensch sich selbst und Anderen lehren kann."

„Und das wäre?" fragte sie.

„Leben, Ines; so schön und lange, wie wir es vermögen!"

Da hörten sie Kinderstimmen von der Pforte her; kleine zum Herzen dringende Laute, die noch

keine Worte waren, und ein helles „Hü!“ und „Hott!“ von Nesi's kräftiger Stimme. Und unter dem Vorspann des getreuen Nero, behütet von der alten Dienerin, hielt die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit.

Beim Vetter Christian.

(1872.)

Mein Vetter Christian hatte wirklich schon mit zwanzig Jahren seine schönen blauen Augen; und doch behaupteten die Mädchen, Hand aufs Herz, daß sie ihnen völlig ungefährlich seien. Das aber kam daher, weil derzeit, was allerdings in solchem Alter selten vorkommt, die Elektricität derselben noch gebunden war; und die Ursache hiervon lag wiederum darin, daß nach des Vaters frühem Tode der Vetter zwischen zwei so überwiegend energischen Frauennaturen aufgewachsen und nach kurzen und fleißig benutzten Universitätsjahren wieder in ihre Obhut zurückgekehrt war.

Die eine derselben, seine Mutter — Gott habe sie selig! — meine gute Tante Jette, hat auch mich als Knaben einmal unter ihrer rührigen Hand gehabt, als Christian und ich uns von ihren großen Schattenmorellen eine Limonade gegen den heißen

Sommerdurst bereitet hatten; der Anderen verstand ich kunstvoll aus dem Wege zu gehen. Es war dies „die alte Caroline", welche in schon betagter Jungfräulichkeit als Kindsmagd bei dem kleinen Christian ihren Dienst im Hause angetreten, sich hier nach unbekannt gebliebenen sonstigen Versuchen noch zweimal, wiewohl ohne den gewöhnlich dabei beabsichtigten Erfolg, verlobt hatte und schließlich, nach des Hausherrn Tode, als Magd für Alles in der Familie hängen geblieben war. Die Auflösung jener Verlöbnisse sollte lediglich durch die allzu große Tüchtigkeit der Braut herbeigeführt sein, wovor, trotz des annehmlichen und bekannten Baarvermögens derselben, sowohl der letzte als der vorletzte Bräutigam zurückgeschreckt waren, welche aber demnächst bei ihrer Herrin eine desto dauerhaftere und erhebendere Anerkennung gefunden hatte.

Meine Tante Jette besaß nach ihres Mannes Tode nur ein schmales Einkommen; aber ein großes Haus. Sie hätte leicht von den leerstehenden Zimmern vermiethen können; allein sie gehörte zu den alten Geschlechtern; das ging denn doch nicht wohl. Zum Glück wurde Christian als Collaborator an

unserer Gelehrtenschule angestellt und bezog nun die oberen Zimmer, welche einst von seinem Vater bewohnt gewesen waren. Im Uebrigen blieb der Hausstand unverändert; Caroline wollte lieber auch für ihren Doctor die Arbeit mitthun, als noch so ein junges, flusiges Ding neben sich herumdammeln sehen.

Allein bald nach dem Amtsantritt ihres Sohnes begann Tante Jette zu kränkeln und konnte es sich endlich nicht mehr verhehlen, daß sie das rüstige Leben, das lustige Scheuern und Poliren, das Kochen und Einmachen mit der für sie in keiner Weise passenden ewigen Ruhe werde zu vertauschen haben. Als resolute Frau that sie indessen auch hier, was noth war. Täglich gab sie jetzt ihrem Collaborator eine Unterrichtsstunde in der praktischen Weisheit ihres Lebens, und der getreue Sohn, wenn er danach in sein Studirzimmer getreten war, unterließ nicht, diese letzten mütterlichen Rathschläge in sauberer Reinschrift zu Papier zu bringen, bis er bemerkte, daß der Cyklus geschlossen und er nach dem Ende wieder in den Anfang hinein zu gerathen beginne. Am letzten Tage vor ihrem Ende aber fügte Tante

Jette ihren Vorträgen noch gleichsam einen Epilog hinzu. „Und, Christian," sagte sie und legte alle noch übrige Kraft in ihre Stimme, „daß du mir die alte Caroline nicht von dir lässest! Die Leute sagen zwar, sie sei ein Drache; mir aber, wenn es doch einmal auf einen Vergleich hinaus soll, scheint sie, mit ihren runden Augen in dem breiten Kopfe und den Borstenhärchen unter der krummen Nase, mehr einem alten Schuhu ähnlich zu sein; und du weißt es, daß dieser Vogel in dem Haushalt der Natur eine nicht geringe Stelle einnimmt."

Und als der Vetter sie zwar ehrerbietig, aber doch mit etwas zweifelhaften Augen anblickte, setzte sie hinzu: „Nein, nein, Christian; glaub' mir's, du brauchst Eine, die dir die Mäuse wegfängt; und die alte Caroline wird das schon besorgen."

— — So war denn die Alte auch nach der Mutter Tode im Hause verblieben und ihr junger Herr befand sich leidlich wohl dabei. Denn in der That — wovon er freilich keine Ahnung hatte — sie pracherte mit Hökern und Gemüseweibern um den letzten Dreiling, sie wußte verschämte Bettler und unverschämte in Wein reisende Juden schon auf

dem Hausflur abzufangen; die Bauern, die zur Stadt kamen und die Städter mit ihrem Torf betrogen, fürchteten die Alte mehr als ihren Landvogt.

Zwar wenn der Doctor, was ihm wohl geschehen konnte, sich auf seinem Spaziergang nach der Classe über die Mittagszeit hinaus verspätet hatte, so wurden wohl die Stubenthüren etwas härter als nöthig zugeschlagen; auch flog wohl einmal nach der Suppe der Bratenteller auf den Tisch, als sei es Trumpf-Aß, das die alte Caroline vor ihm ausspielte; aber der Vetter hörte das so wenig, wie der Miethsmann eines Bäckers das Geklapper der Beutelmaschine; er befand sich im Geiste vielleicht eben auf dem Markte zu Athen und lauschte der donnernden Philippika des jungen Demosthenes, gegen den offenbar die alte Caroline nicht in Betracht kommen konnte.

Da, nach Verlauf einiger Jahre, geschah es, daß dem Doctor Zweierlei in den Schooß fiel: das Subrectorat seiner Gelehrtenschule und eine Erbschaft von einer seiner vielen Tanten. Hatte er, Dank seinem Hausdrachen, schon vorher ein hübsches Sümmchen von seinen Einkünften zurücklegen müssen, so wußte er jetzt vollends nicht mehr, wohin damit.

Das machte ihn unruhig. Er ging in seinem großen Hause umher: unten in das Wohnzimmer, wo Tisch und Stühle, die Bilder an der Wand, Alles noch so war wie zu Lebzeiten der Mutter; in die daneben liegenden Räume, die seit des Vaters Tode unbenutzt gestanden, in das Eßzimmer, dann in das kleinere Spielzimmer. Das Bild seines Vaters, des milden braunlockigen Mannes, war ihm mit einem Mal so gegenwärtig; dabei sah er sich selbst als Knaben, im grauen Habit mit runden Perlmutterknöpfchen; er half seinem Vater den Tabak für die Gäste mischen und rothe und grüne Federposen auf die Kalkpfeifen setzen, wobei oft eine linde Hand liebkosend über seine Haare strich. — Ihn überfiel, und stärker mit jedem Mal, daß er hier verweilte, eine Sehnsucht, diese Räume aufs Neue zu beleben, wenn auch die Todten nicht mehr zu erwecken seien. Die Sippschaft in der Stadt war noch so groß; fast jede Woche mußte er zu irgend einer Familiengesellschaft, war es nun in den Häusern der Verwandten oder Sommers in deren Gärten vor der Stadt. Wie hübsch mußte es sein, wie einst sein Vater es gethan, sie Alle auch nun seiner-

seits im eigenen Hause zu bewirthen! Indessen — das war sonnenklar — die alte Caroline allein vermochte das doch nicht zu leisten.

Der Vetter resolvirte sich kurz und ging zu der Großtante, der alten Frau Bürgermeisterin; und diese, nachdem er seine Sache vorgetragen, empfahl ihm zuerst eine Wittwe, die eben ihren dritten Mann begraben, und dann eine reife Jungfrau, welcher — es war himmelschreiende Sünde — die Vorsteher schon wieder den Platz im St.-Jürgens-Stifte abgeschlagen hatten. Da der Vetter jedoch bedachte, daß es in seinem Hause eigentlich an einer Caroline genug sei, so beschloß er, zuvor noch die Meinung seines Onkels, des Senators, einzuholen.

Und in der That; der Onkel wußte Besseres zu rathen.

„Ich empfehle dir," sagte er, „mein Pathchen, die kleine Julie Hennefeder; ihr Vater — du weißt, unser alter Comptorist — war so etwas von einem Tausendkünstler, er war der ‚Hans Michel in de Lämmer-Lämmerstraet'; er konnte machen, was er sah, ein ‚Fleuteken' so gut wie einen ‚Napoleon', und trotzdem blieb er hintenum in seiner Lämmer-

straße sitzen. Die Wittwe hat es knapp, und ich weiß, daß sie sich schon nach einem soliden Platz für ihre Tochter umgesehen hat. Das wäre ja denn so bei dir, Christian! Uebrigens, das Mädchen sieht keineswegs aus, als wenn ihr Familienname für sie erfunden wäre; im Gegentheil, sie ist ein schmuckes, voll ausgewachsenes Menschenkind und soll überdies so Manches von der Kunstfertigkeit ihres Vaters ererbt haben, was sich auch besser für ein Hausfrauchen als für einen alten Comptoristen schicken mag."

* * *

Und so setzte denn, als eben Goldregen und Syringen im Garten des Vetters sich zum Blühen anschickten, ein braunes, rosiges Mädchen zum ersten Mal den Fuß über die Schwelle seines Hauses; und der Vetter konnte nicht begreifen, weshalb auch drinnen die alten Wände plötzlich zu leuchten begannen. Erst später meinte er bei sich selber, es sei der Strahl von Güte, der aus diesen jungen Augen gehe. Die Großtante freilich schüttelte etwas den Kopf über diese gar so jugendliche Haushälterin,

und womit die alte Caroline geschüttelt, das hat der Vetter niemals offenbaren wollen.

Julie war keine schlanke Idealgestalt; sie war lieblich und rundlich, flink und behaglich, ein geborenes Hausmütterchen, unter deren Hand sich die Dinge geräuschlos, wie von selber, ordneten. Dabei, wenn ihr so recht etwas gelungen war, konnte sie sich oft einer jugendlichen Unbeholfenheit nicht erwehren; fast als habe sie für ihre Geschicklichkeit um Entschuldigung zu bitten. Ja, als einmal der Vetter ein lautes Wort des Lobes nicht zurückhalten konnte, sah er zu seinem Schrecken das Mädchen plötzlich wie mit Blut übergossen vor sich stehen und ganz deutlich glaubte er: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!“ die buchstäblichen Worte aus ihrem Munde zu vernehmen. In Wirklichkeit freilich hatte er sie nicht gehört; es war nur eine Conjectur, die er aus den braunen Augen herausgelesen hatte.

Als er es später dem Onkel Senator bei einer Nachmittagspfeife anvertraute, nickte dieser und meinte lächelnd, das sei eine Inschrift, züchtig, süß und bescheiden, und wohl passend für ein junges Mädchenangesicht.

Und wie von selber belebten sich die öden Räume des Hauses. Die Fenster füllten sich mit Blumen, und unten vom Wohnzimmer in das Treppenhaus hinauf klang Morgens der helle Schlag eines Canarienvogels; aber ebenso lag auch das Tüchelchen bereit, um ihn zum Schweigen zu bringen, wenn der Herr Doctor noch beim Morgenkaffe seine Pensa durchnahm. Der Onkel, der jetzt öfter bei dem Vetter einsah, behauptete, das ganze Haus habe eine Wendung weiter nach der Sonnenseite hin gemacht.

Selbst die alte Caroline stand eines Tages mit eingestemmten Armen und sah den kunstfertigen Händen der „Mamsell" zu, die eben den Studirsessel des Doctors neu gepolstert hatte und nun so flink einen blanken Nagel um den anderen einschlug. Freilich, als sie sich darauf ertappte, trabte sie eilig in ihre Küche zurück, scheltend über sich selbst und über die fingerfixe Person, die dem Nachbar Sattler das Brod vor dem Munde wegnehme.

Je weniger aber die alte Jungfrau die Tüchtigkeit und die ruhige Freundlichkeit des Mädchens verkennen konnte, desto schärfer spähte sie nach allen Seiten

aus, und bald konnte man sie gegen die Mittagsstunde zwischen ihrem Feuerherd und der auf dem Flur stehenden Hausuhr unruhig auf- und abwandern sehen. Es war unzweifelhaft, der Doctor kam niemals mehr zu spät von seinem Mittagsspaziergang; ja, er sah oft ganz erhitzt aus, wenn er anlangte; er mußte schier gerannt sein, um nur die rechte Stunde nicht zu verfehlen. Um ihretwillen, die sie ihn doch auf diesen ihren Armen getragen hatte, war noch niemals ein Tropfen Schweiß vergossen worden!

Die Lippen der Alten begannen vor sich hin zu plappern: sie schluckte, als könne sie es nicht hinunterwürgen.

Es war augenscheinlich, die Küche hatte jene Sonnenwendung des übrigen Hauses nicht mitgemacht.

* * *

Inzwischen gingen die Jahreszeiten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht; Hülsenfrüchte und Spargel waren nicht nur abgeerntet, es stand auch ein gut Theil davon in blanken Con-

serven in der Vorrathskammer; daneben reihten sich sorgsam verpichte Flaschen, voll von Stachelbeeren und von jenen saftreichen Schattenmorellen, deren beliebiger Verwendung jetzt nichts mehr im Wege stand.

Beim Brechen des Kernobstes, das der Garten in den feinsten Arten hervorbrachte, leistete diesmal der Vetter selbst den besten Mann. Kühn wie ein Knabe holte er die großen Gravensteiner Aepfel von den höchsten Zweigen. Von draußen guckten die Nachbarsbuben mit gierigen Augen über die Planke und riefen in ihrem Plattdeutsch: „Lat mi helpen, lat mi helpen. Ick kann ganz baben in de Tipp!“ — Aber der Vetter brauchte die Buben gar nicht, er konnte sich allein helfen. Dagegen, in der Freude seines Herzens, warf er oftmals einen Apfel zwischen sie, worüber denn jenseit der Planke ein lustiges Gebalge sich erhob; die schönsten aber, die mit den rothgestreiften Wangen, flogen zu seiner jungen Wirthschafterin hinab, die mit vorgehaltener Schürze unter dem Baume stand. Nur war sie heute nicht geschickt wie sonst; denn ihre Augen folgten dem Vetter ängstlich auf die schwanken Zweige, und ein etwas größerer Apfel schlug ihr fast jedes Mal den

Schürzenzipfel aus der Hand. Bei dem Bücken nach rechts und links waren die schweren Haarflechten ihr herabgeglitten und hingen lose in den Nacken; nun, da der Aepfel noch immer mehr auf sie zuflogen, bat sie flehentlich um Gnade.

„Christian, mein Junge!“ erscholl jetzt plötzlich die Stimme des Onkel Senators, der eben in den Garten getreten war. „Wo steckst du denn? — Beim Gott Mercurius! du scheinst nachgerade nun so jung zu werden, wie du es deinem Taufschein schuldig bist! Aber weißt du denn, daß es eben Zwei vom Thurme geschlagen hat?“

Da flog noch ein Apfel glücklich in Juliens Schürze; dann kam der Vetter selbst zur ebenen Erde. In der That, er hätte fast die Classenzeit versäumt; ja, noch immer waren seine Gedanken in den grünen Zweigen. „Was meinen Sie, Fräulein Julie,“ sagte er und strich sich die gelben Blätter aus den Haaren; „ich denke, um vier Uhr setzen wir die Arbeit fort! Wahrhaftig, Onkel; ich hätte nicht gedacht, daß ich so klettern könnte!“

* * *

Nun war es im November. Die Bäume waren leer, der Garten stand verödet; aber Keller und Vorrathskammer waren gefüllt; lang und traulich wurden die Abende; die viel bedachte große Familienfestlichkeit sollte nun wirklich vor sich gehen.

Als man die einzuladenden Gäste zusammenrechnete, da waren es sechzehn, die beiden Hausgenossen ungezählt; dazu ein armes Fräulein, das von der Großtante alle Weihnacht ein Liespfund Kaffee und zwei Hut Meliszucker zum Geschenk erhielt.

Zwar Caroline behauptete, es könnten nur Achtzehn an dem Ausziehetische sitzen; aber Julie sagte sehr erröthend: „Wenn der Herr Doctor es mir vertrauen wollten!“ Und der Vetter lächelte still und dachte: „Nun hat sie wieder einen ihrer klugen Einfälle!“ Dann setzte er auch den siebzehnten Gast mit auf die Liste.

Und jetzt wurde rüstig angefaßt. Caroline zankte nach Herzenslust mit Schlächtern und Fischfrauen; der Vetter holte staubige Flaschen aus seinem Weinkeller und schnitt dann wieder Fidibus und Leuchtermanschetten vom weißesten Velinpapier; der Onkel Senator mußte, weil auf dergleichen der Vetter sich

nicht verstand, einen großen Marcipan aus Lübeck verschreiben; Julie kam mit heißen Wangen bald vom Nachbar Bäcker, wo sie ihre Kuchen und Plätzchen im Ofen hatte, bald draußen vom Gärtner, der ihr für die Festtafel noch einen herbstlichen Strauß zusammensuchen mußte.

Und so war denn eines Sonntags der große Nachmittag herangekommen. Der Weg zum Hause führte durch den seitwärts daran gelegenen Theil des Gartens; aber schon mit Dunkelwerden leuchtete die über der Hausthür befindliche Laterne freundlich auf den breiten Steig hinaus.

Drinnen im Wohnzimmer, im Schein der großen Astrallampen, blinkten die Tassen und sauste schon die Theemaschine. Nebenan im Spielstübchen hatte eben der Vetter die Karten ausgebreitet und die Spielmarken zurechtgelegt, während hinter den noch geschlossenen Thüren des Eßzimmers Julie die Tafel revidirte, welche nach langen Jahren wieder einmal mit dem geblümten Damastgedeck und den schweren silbernen Leuchtern prangte.

Schon hatte es Sechs geschlagen, und der Vetter, seine goldene Taschenuhr in der Hand, durchmaß mit

unruhigen Schritten die noch immer leeren Räume. Da endlich begann draußen auf dem Flur das Schellen der Hausthürglocke; fröhliche Stimmen, junge und alte, wurden laut und — da kamen sie: der Onkel und die Tante Senator, zwei andere Tanten, zwei Vettern und zwei Muhmen und von übriger Sippschaft sieben, das arme Fräulein ungerechnet. Mitunter war es auch nur ein Windstoß, der die Hausthür aufwarf, denn der Nordwest pustete draußen gerade so viel, als es drinnen zur Erhöhung der Behaglichkeit zu wünschen war. Schließlich rollte auch noch die Klosterkutsche vor das Gartenthor, die Großtante wurde herausgehoben, und die alte Caroline, in einer großen Haube mit Rosaschleifen, kam zum Vorschein und nahm der Frau Bürgermeisterin den schweren Atlasmantel ab.

Die Gesellschaft war vollzählig. Am Theetisch in der Ecke stand die kleine, freundliche Wirthin des Hauses und drehte das Hähnchen der Theemaschine und schenkte in die Tassen; zwei junge Bäschen gingen umher und präsentirten, die eine den duftenden Trank, die andere die sämmtlich nach Familienrecepten gebackenen Kuchen. Eine Luft der Behaglichkeit war

verbreitet, daß Alles wie von selber an zu plaudern fing. Die Großtante hatte aus der Sophaecke mit ihren noch immer scharfen Augen eine Weile rings umhergesehen und nickte nun beifällig nach dem Ecktischchen hinüber. „Wie gut, mein Lieber," sagte sie und drückte dem Vetter Christian die Hand, „daß wir die Kutsche in der Stadt haben! Wie hätte ich sonst in all' dem Wetter zu dir kommen sollen!" Und Christian verstand gar wohl den Beifall, der in diesen Worten lag; und wäre es in ihrem Kreise Brauch gewesen, er würde gewiß die Hand der alten Dame geküßt haben. So aber ließ er es mit einem dankbaren Gegendruck bewenden.

Nicht lange, so saßen im Nebenzimmer die alten Herrschaften bei ihrer Whistpartie. Julie hatte soeben der Frau Bürgermeisterin ein weiches Fußkissen untergeschoben; als auch der Vetter hereintrat, um dem ehrenfesten Spiele zuzusehen, blickte der Onkel ganz schelmisch zu ihm auf. „Nun, Christian," sagte er, indem er zierlich einen neuen Stich auf die Tischplatte schnippte, „das ist heut' doch ein ander Ding, als vorigen Winter, da du immer allein da droben auf deiner Rauchkammer saßest! Und wie angenehm,"

fuhr er, inzwischen immer neue Stiche machend, fort — „unserer kleinen Hennefeder die Rosabusenschleife zu ihren braunen Flechten läßt! Im Vertrauen, Christian, noch hübscher, als deiner Caroline die Schleifen auf ihrer großen Flügelhaube. Auf alle Fälle aber ist Rosa heut' die Farbe deines Hauses; und — sieben Trick, groß Schlemm, meine Damen! Was sagst du dazu, Christian!"

Der Vetter nickte und ging vergnügt zu den Anderen, die im großen Zimmer schon am Pochbrett saßen. Es war noch ein echtes, altes, ein Erbpochbrett mit Scharwenzel, Vicebuben, Umschlag und Braut und Bräutigam. Und lustig ging es her; die Stimmen riefen durcheinander, die Rechenpfennige klirrten; die Seele des Spieles aber war ein verwachsenes ältliches Jüngferchen, welche den ganzen Kopf voll grauer Pfropfenzieherlöckchen hatte. Sie wurde, weil sie zur Erhöhung ihrer kleinen Person sich beim Sitzen einen ihrer Füße unterzuschieben pflegte, in der Familie „Lehnken Ehnebeen" genannt; und der Vetter hatte ihr einst, da er noch ein kleiner dummer Knabe war, einen gar üblen Streich gespielt. Heimlich war er unter den Tisch gekrochen,

an welchem sie mit drei anderen Damen ihr Partiechen machte. Auf einmal rief er: „Ich seh', ich seh'!“ — „Was siehst du denn, mein Jungchen?“ fragte sie. — „Ich seh' vier Tanten und nur sieben Beine!“ Da stach Cousine Ehnebeen die Force ihrer Partnerin mit Atout-Aß und verlor darüber den Rubber.

Aber diese garstige Geschichte war jetzt längst vergessen. „Vetter Christian!“ rief sie. „Es ist höchst gemüthlich bei Ihnen; Sie machen ein reizendes Haus. Aber kommen Sie flink! Ich bin just am Kartengeben.“

„Um Entschuldigung, Cousine; ich bin heute ja der Wirth!“ entgegnete der Vetter und winkte mit der Hand.

Da wollte eben die kleine Wirthin des Hauses, mit geleerten Kuchenkörben beladen, an ihm vorübergehen; nun aber stand sie einen Augenblick und sagte schüchtern: „Spielen Sie doch mit, Herr Doctor! Wenn Sie es mir vertrauen wollen, ich würde Alles schon besorgen.“

„Gewiß, gewiß, Fräulein Julie! O, ich vertraue Ihnen sehr,“ flüsterte der Doctor hastig; und als er sie im Fortgehen anblickte, sah er noch, wie sie über

und über roth wurde und wie es ganz deutlich: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!“ in ihren jungen braunen Augen stand.

Wie aber diese Augen glänzten, als Julie draußen neben dem alten Drachen in Küche und Speisekammer hantirte, das sah der Vetter nicht mehr; denn er saß drinnen bei Cousine Ehnebeen und spielte Poch und hatte alle Wirthschaftssorgen von sich geworfen; denn — ja; das wußte er gewiß — sie waren in den allerbesten Händen. Nur Caroline musterte bedenklich die Augen ihrer jungen Vorgesetzten; und sie wollten ihr um desto schlechter gefallen, als sie auch in denen ihres Doctors schon öfters jenen ihr widerwärtigen Glanz bemerkt zu haben glaubte.

Aber der Abend rückte weiter. — Um neun Uhr öffneten sich die Flügelthüren des dritten Zimmers; und da strahlte die blumengeschmückte Tafel im hellsten Damast- und Kerzenglanz. Der Vetter bot der Großtante den Arm, der Onkel hatte sich geschickt sein Pathchen einzufangen gewußt. Zwar sie meinte, ihr geschehe zu viel Ehre, aber sie mußte.

„Heut', mein kleines Pathchen,“ sagte der Onkel, „sind Sie die Dame des Hauses und müssen schon

einmal mit mir altem Burschen fürlieb nehmen!“ worüber denn die junge Dame ganz beschämt wurde und die alte Caroline, welche eben mit einer Schüssel Karpfen in die Stube trat, dem guten Herrn einen giftigen Blick hinüberschoß, den dieser jedoch, leider, nicht bemerkte. Als man indessen an den Tisch getreten war, machte Julie mit allerliebstem Lächeln einen Knix, und fort war sie; und da half es nun nicht weiter, der Onkel sah sich plötzlich neben der Großtante eingeschoben und die Tafelreihe geschlossen.

Der Vetter rieb sich vergnügt die Hände, wie er da die ganze Freundschaft so an seinem Tisch beisammen habe; er sah auch wohl, wie Julie neben der alten Caroline hie und da eine Schüssel reichte; aber beim Fischessen muß Jeder hübsch die Augen auf den Teller haben. So bemerkte er nicht einmal, daß er selbst die Karpfen wie den säuerlichen Rahmschaum stets nur von der Hand seiner alten Haustyrannin erhielt, noch weniger, wie diese ihren Schnurrbart sträubte, wenn das junge Kind sich einmal mit einer Schüssel in seine Nähe wagte.

Doch nun erschien der Braten, stattlich, als solle er das Kerzenlicht verdunkeln; und alle Augen und

Zungen waren wieder freigegeben. Feierlich stand der Vetter auf und, mit dem Messer an sein Glas klingend, hub er an: „Unsere liebe, allverehrte Großtante, sie lebe“ — — Aber er stockte plötzlich, als er in diesem Augenblick zum ersten Mal die ganze Tafelrunde überschaute. „Hm!“ sagte er. „Wo ist denn Fräulein Julie?“

Da scholl aus der untersten Ecke des Zimmers eine helle Stimme: „Hier bin ich, Herr Doctor!“ Und als er hinblickte, da saß sie dort am Katzentischchen.

„Unsere allverehrte Großtante, sie lebe hoch!“ sagte nun der Vetter.

„Hoch! Hoch!“ Und Alle standen auf und klingten mit der Großtante an, und auch Julie that es; und danach, trotz dem alten Hausdrachen, stieß sie auch noch mit dem Vetter an, und als dieser wie in freundlichem Tadel ihrer selbstgewählten Erniedrigung gegen sie den Kopf schüttelte, blickte sie ihn so demüthig und um Verzeihung flehend an, daß er darüber ganz verwirrt wurde. Denn zu seiner eigenen Verwunderung saß er schon wieder auf dem Stuhl, bevor er auch nur mit einem Schlückchen die von ihm selber ausgebrachte Gesundheit bekräftigt hatte; erst als die alte

Dame erhobenen Fingers sagte: „Aber, Christian, du meinst es doch wohl ehrlich mit deiner alten Großtante!“ stürzte er hastig das ganze Glas hinunter.

Doch schon hatte Cousine Ehnebeen aufs Neue ihr Füßchen unten weggezogen und nahm nun in ganzer Gestalt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Anspruch. Erhobenen Glases stand sie da, und mit angenehmer Krähstimme rief sie:

„Ich bin verliebt!“

und nachdem sie sich herausfordernd im Kreise umgeblickt und Niemand gegen diese Behauptung etwas einzuwenden gefunden hatte, fragte sie mit noch nachdrücklicherem Pathos:

„Worin?“

Und als auch hierauf die Gesellschaft schwieg, ertheilte sie zur Ueberraschung Aller, welche ihren Trinkspruch noch nicht kannten, deren jedoch zufällig heute Niemand zugegen war, die gewiß befriedigende Antwort:

„In Redlichkeit und Treue!
Ein abgesagter Feind
Von aller Heuchelei!“

Es war ein schöner langer Trinkspruch; aber sie brachte ihn tapfer zu Ende und verneigte sich lustig

gegen Alle, die ihr das Glas hinüberreichten oder mit ihr anzustoßen kamen. Und das arme Fräulein ging von Lehnken Ehnebeen zu allererst an das Katzentischchen und stieß mit Fräulein Julie an und drückte dabei, wie in zärtlicher Versicherung, mit ihren mageren Fingern die kleine, feste Hand des Mädchens; nein, gewiß, sie Beide wollten keine Heuchler sein!

Noch immer heiterer wurde es; und als beim Nachtisch der große Marcipan, worauf sich das Lübeck'sche Rathhaus nebst dem ganzen Markt präsentirte, zuerst herumgereicht und dann von der Großtante zierlich zerlegt war, da befahl der Vetter, seine drei Flaschen noch vom Vater ererbten Johannisbergers aus ihrem staubigen Winkel heraufzuholen, was auf Jung und Alt den angenehmsten Eindruck nicht verfehlte, da die grimmigen Selbstgespräche, mit denen die alte Caroline die Kellertreppe hinabstapfte, hier oben gar nicht zu hören waren. Und als nun erst die Pfropfen gezogen wurden und der lang verschlossene köstliche Duft herausstieg und das Zimmer wie mit frischer Lebensluft erfüllte, da stimmte der Onkel an:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!"

und es half den Jungen nicht, daß sie das Lied veraltet fanden; sie stimmten doch Alle mit ein, aus großem Respect vor dem Onkel.

— — Draußen auf der Gasse, auf seinen Morgenstern gestützt, stand der Nachtwächter, der alte Matthias, der immer so hell die Neujahrsnacht ansang, und hörte zu, bis das Lied zu Ende war. Dann, verwundert, was in dem sonst so stillen Hause des Doctors heute vorgehe, rief er die elfte Stunde und setzte seine Runde fort. — —

Wie aber alle Lust ein Ende nimmt, so war endlich auch auf dem großen Familienfest des Vetters der Johannisberger ausgetrunken. Schon rückte man die Stühle, als der Onkel noch einmal an sein Glas klingte: „Nicht zu vergessen unseren alten Landestrinkspruch! Lieben Freunde, up dat es uns wull gaa up unse olen Dage!“

Und auch die Jungen stießen andächtig an, als sähen auch sie den warnenden Finger, der gegen uns Alle aus der dunklen Zukunft sich erhebt. Der Vetter aber hatte die Augen nach dem Katzentischchen und dachte: „Ja, jetzt, jetzt geht's dir wohl; aber wie wird's dir gehen in deinen alten Tagen?“

„Christian, mein Lieber," sagte die Großtante leise, „das war ja heute fast wie einst bei deinem guten Vater selig."

Da stand er auf und führte die alte Dame in das Wohnzimmer zurück. Und als Alle sich „Gesegnete Mahlzeit" gewünscht hatten, erschien Caroline mit Pelzen, Mänteln und Muffen; draußen klatschte der Kutscher von dem Bock der schon längst wieder vorgefahrenen Klosterkutsche; dann begann wieder die Hausthürglocke zu schellen, die Gäste nahmen Abschied und bald waren nur noch der Vetter und Fräulein Julie in den leeren Zimmern. Sie räumten die Karten fort, legten die Teppiche zusammen und löschten die Ueberzahl der Lichter.

Dem Vetter lag es auf dem Herzen, als habe er Fräulein Julien noch was Besonderes mitzutheilen; er suchte danach in seinem Kopfe, aber er konnte es dort nicht finden. Freilich, daß sie nicht wieder am Katzentischchen sitzen dürfe, das wollte er ihr auch gelegentlich sagen; aber das war es doch so eigentlich nicht. Er rückte hier und da an einigen Stühlen, an denen nichts zu rücken war, und auch Fräulein Julie wischte schon ein ganzes Veilchen

mit ihrem Schnupftuch um nichts an einer spiegelblanken Tischplatte; endlich wünschten sich Beide gute Nacht. Die alte englische Hausuhr — sie war einst in der Continentalsperre confiscirt worden und dann noch einmal um den vollen Preis vom Großvater zurückgekauft — spielte eben vom Flur aus dreimal ihre Glockentonleiter zum letzten Viertel vor Mitternacht. Wie spät das heut' geworden war!

Als nach einer Weile draußen auf der Gasse der alte Matthias die zwölfte Stunde abrief, sah er, daß schon alle Fenster dunkel waren. Ein Weilchen stand er noch und wiegte seinen grauen Kopf. Eine Hochzeit konnt's doch nicht gewesen sein! Bei solch' einer Familie, da hätten drunten im Hafen die Schiffe doch geflaggt; auch für die Nachtwächter wäre wohl ein gutes Trinkgeld nicht gespart worden! — Und mit sich selber redend setzte der Alte seine Runde fort, bis der neue Stundenschlag ihn auf andere Gedanken brachte.

* * *

Noch ganz erfüllt von seinem gestrigen Feste und dem anmuthigen Walten seiner kleinen Hausdame

griff am anderen Morgen der Vetter nach seiner längsten Pfeife, um mit diesem erprobten Beistande in den Weg des täglichen Lebens wieder einzulenken. Als er in die Küche trat, wo er am Herdfeuer seinen Fidibus anzuzünden pflegte, traf er dort die Alte mit dem Putzen der Gesellschaftsmesser beschäftigt. Er konnte dem Drange seines Herzens nicht widerstehen; „Caroline," sagte er und that die ersten kräftigen Züge aus seiner Pfeife, „die Julie ist doch ein gutes Mädchen!"

Caroline arbeitete eifrig an ihrem Messerbrett.

„Hört Sie nicht, Caroline?" wiederholte der Doctor; „ich sage, die Julie ist doch ein sehr gutes Mädchen!"

Die Alte kniff den Mund zusammen, daß sich die Barthärchen auf ihrer Oberlippe sträubten.

„Sie denkt gar nicht an sich selber, das liebe Kind!" fuhr der Doctor rauchend und wie zu sich selber redend fort.

„Gar nicht an sich selber?" Das war der Alten doch zu viel; sie wetzte so wüthig, daß die Messer und Gabeln mit großem Gepraſſel auf die Fliesen stürzten.

Der Vetter, der wohl wußte, daß bei seiner alten Freundin Tag und Stunde nicht gleich seien, fragte ruhig: „Aber, Caroline, was hat Sie denn nur einmal wieder heute?“

„Ich? Ich habe nichts, Herr Doctor!“ Und sie bückte sich und warf mit beiden Händen die Messer und Gabeln wieder auf den Küchentisch. „Aber ich sage blos: lassen Sie sich nur nicht bestricken! Ja, das sage ich, Herr Doctor!“ Sie stand schon wieder vor ihrem Herrn und nickte oder zitterte vielmehr heftig mit ihrem großen grauen Kopfe.

Dieser war aufrichtig betreten, so daß er sogar die Pfeife beim Fuß gesetzt hatte; dann aber fragte er nachdenklich: „Bestricken, Caroline? Was meint Sie mit Bestricken?“

„Da kann man viel damit meinen!“ erwiederte die Alte unverfroren.

„Das freilich, Caroline; aber hat denn Sie keine bestimmte Meinung?“

„Ich habe so meine Meinung, Herr Doctor; und wenn meine Augen auch alt sind, so sehen sie doch mehr, als manche junge Augen!“

„Nun, nun, Caroline!“ — Der Doctor verließ

die Küche und ging hinüber in das Wohnzimmer, wo Julie eben den Kaffee in seine Tasse schenkte; sie sah ganz rosig aus in ihrem Morgenhäubchen. Rauchend schritt er ein paar Mal auf und ab; dann, als falle ihm das plötzlich schwer aufs Herz, blieb er vor dem Mädchen stehen und sagte: „Bekennen Sie es nur, Fräulein Julie, Sie haben gewiß manchmal Ihre Noth mit unserer guten Alten?"

Aber Julie sah ihn mit der ganzen Ehrlichkeit ihrer jungen braunen Augen an. „Wir vertragen uns schon, Herr Doctor," sagte sie; „wer sollte mit alten Leuten nicht Geduld haben?"

Da schlug es an der Hausuhr Acht; der Doctor mußte eilen, daß er in die Classe kam.

* * *

Die Wochentage liefen hin. Aber mit jedem Tage wurde es dem Vetter deutlicher, daß er an einer innerlichen Unruhe leide, deren Ursache er jedoch vergebens zu erforschen strebte. Seine Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig, sein Haus war besser bestellt als je zuvor, und auch sein Gewissen — so

viel glaubte er behaupten zu können — war im Wesentlichen unbelastet. Mitunter fiel ihm ein, wenn er nur einmal recht weit von hier könnte! Wenn nur die Weihnachtsferien erst da wären, so wollte er fort zu einem Universitätsfreunde, und bei dem das Fest verleben. Aber wenn er dann der Sache näher nachdachte, so überkam es ihn immer wie eine Trostlosigkeit, auch nur einen Tag anderswo als im eigenen Hause zuzubringen. Es war höchst sonderbar.

Freilich, wenn er die alte Caroline gefragt hätte, die würde ihm Bescheid gegeben haben. Sie kannte die Krankheit mit allen ihren möglichen und unmöglichen Folgen und hatte sogar eben erst ein neues Symptom derselben entdeckt. Ja, statt wie sonst um höchstens elf Uhr, ging jetzt der Doctor meistens erst um Zwölf nach seinem im Erdgeschoß belegenen Schlafzimmer. So lange saß er oben auf seiner Studirstube; er verachtete den Schlaf, den er sonst so sehr geliebt hatte. Und die alte Caroline verstand es, ihre Schlüsse zu machen! Sie übersprang dabei wahre Abgründe; ja, sie erstieg, was nie von einem Akrobaten noch gesehen worden, mit Behen-

digkeit die höchste Leiter, welche auf ihrer eigenen Nase balancirte, und stand dann schwindellos und triumphirend auf der obersten Sprosse. O, die alte Caroline!

Und nun geschah es am Freitag Vormittage, daß sie, wie gewöhnlich, eine Flasche frischen Wassers nach der Stube der „Mamsell“ hinauftrug. Aufräumungslustig, wie immer, blickte sie umher; und da kein anderer Gegenstand sich ihren Augen darbot, so nahm sie, damit dem dringenden Triebe doch in etwas Genüge geschehe, ein auf der linken Seite der Thür hängendes Kleid der Mamsell, um es auf den Haken an der rechten Seite der Thür zu hängen. Dabei fiel aus der Tasche des Kleides ein zusammengefaltetes weißes Schnupftuch, das sie an den Namensbuchstaben sofort als das unzweifelhafte Eigenthum des Doctors, ihres Herrn, erkannte.

Was bedeutete das? Wie kam das Tuch hierher, in die Tasche der Mamsell? Sie starrte darauf hin, daß ihr die runden Augen aus dem Kopfe traten. Plötzlich fiel ein schneidendes Licht auf den Gegenstand ihrer Betrachtung; der Großtürke — ja, das hatte ihr Brudersohn, der Schiffer, einmal erzählt —

wenn der aufs Freien wollte, so schickte er vorher sein Schnupftuch an das junge Frauenzimmer! Und ihr Herr, der Doctor, er rauchte türkischen Tabak, er hatte vergangenen Sommer türkische Bohnen im Garten gezogen, er war überhaupt sehr für das Türkische! — Eine Vorstellung jagte die andere im Hirn der braven Alten. Herr, du des Himmels! Das Zimmer hier war ja nur durch die kleine Kramstube, in der auch die Mamsell ihre Commode stehen hatte, von dem Studirzimmer des Doctors getrennt, und die Verbindungsthüren waren allzeit unverschlossen! Die Alte schauderte. Der Doctor kannte die Welt nicht; wenn es wirklich nun zu einer Hochzeit käme! Mit einer Person, die aus gar keiner Familie war! — „Hennefeder" hieß sie; sie konnte eben so gut „Hahnewippel" heißen oder sonst dergleichen, was nirgendwo zu Haus gehörte — die sie heute noch betroffen hatte, wie sie einen Weinjuden in das Wohnzimmer complimentirte, dem man es bei seinem Fortgehen vom Gesichte ablesen konnte, daß der Doctor sich wieder ein theures Fäßchen hatte aufschwatzen lassen! Aber sie, die alte Caroline, wollte ihre Augen offen haben!

Nachdem sie so mit sich aufs Reine gekommen war, steckte sie das verdächtige Schnupftuch wieder in die Tasche des Kleides und ging hinab in ihre Küche. Aber den ganzen Tag war sie wie hinter=sinnig und statt des Kaffeekessels setzte sie die Brat=pfanne auf den Dreifuß.

Mit dem Abend steigerte sich ihre Unruhe. Als die Uhr halb Elf geschlagen hatte, hörte sie die Mamsell die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer gehen; der Doctor war schon seit Neun in seiner Studirstube. Mehrmals trat sie aus der Küche in den Hausflur; aber immer pickte die große Uhr so laut, daß sie nichts vernehmen konnte. Endlich schlich sie die Treppe hinauf und legte ihr Ohr zuerst an die Stubenthür der Mamsell — da hörte sie es drinnen von Frauenkleidern rauschen; dann an die Stubenthür des Doctors — da konnte sie deutlich hören, wie der Vetter seinen Pfeifenkopf am Ofen ausklopfte.

Sie stieg wieder hinab; sie wollte warten, bis ihr Herr in sein Schlafzimmer gegangen wäre. Zitternd und frierend, die Arme in ihre Schürze ge=wickelt, saß sie neben dem kalten Herde auf dem

hölzernen Küchenstuhl; aber die Uhr schlug Zwölf, und es rührte sich noch immer nichts. Da hielt sie sich nicht länger; sie war es seiner seligen Mutter schuldig; ja, sie hatte ihn selber mit erzogen; wieder stieg sie die Treppe hinauf, und als dort Alles still blieb, öffnete sie resolut die Thür des Studirzimmers. — Da saß der Doctor in seinem bunten Schlafrock und rauchte aus seiner türkischen Pfeife. Kein Buch, kein Schreibwerk lag vor ihm, er rauchte blos; die Studirlampe war ausgethan, das Licht, mit dem er in sein Schlafgemach zu gehen pflegte, brannte auf dem Tische mit einer langen Schnuppe. Das Alles war höchst verdächtig.

Als ihr Herr sie gar nicht zu bemerken schien, trat sie an den Tisch und putzte das Licht.

Da sah der Vetter auf. „Mein Gott, Caroline, was will Sie denn?“

„Ich wollte nur sagen, Herr Doctor, daß Ihre Schlafstube unten zurecht sei.“

„Das glaube ich wohl, Caroline; aber was ist denn eigentlich die Uhr?“

„Es ist nach Mitternacht, Herr Doctor!“

„Mitternacht? Aber, was wandert Sie bei Ihrem

Alter denn so spät im Hause herum! Geh' Sie doch schlafen, Caroline!"

„So!" dachte die Alte; „also das ist's! Ich muß erst fort sein in meine Bodenkammer!" Und laut setzte sie hinzu: „Ich war unten in der Küche eingenickt; aber ich will nun schlafen gehen. Gute Nacht, Herr Doctor!"

„Gute Nacht, Caroline."

Mit harten Tritten stieg sie die Bodentreppe hinauf und klappte dann eben so vernehmlich die Thür ihrer Kammer auf und zu. Sie hatte aber nur das mitgebrachte Licht hineingestellt. Sie selber tappte zwischen den umherstehenden Kisten und sonstigem Hausgeräth auf den dunklen Boden hinaus. Als sie mit der Hand einen Bettschirm fühlte, der noch von der letzten Krankheit der seligen Frau hier oben stand, huckte sie nieder und legte das Ohr auf den Fußboden; der Schirm, das wußte sie, befand sich gerade über der kleinen Kramstube.

Es blieb Alles still; nur die türkischen Bohnen, die zum Trocknen reihenweise an aufgespannten Fäden hingen, raschelten im Nachtzuge, der durch die Ritzen des Daches fuhr. Draußen von der nahen Kirche

schlug es Eins. — Der große Kopf der Alten wurde immer schwerer in der unbequemen Lage; lange war es nicht mehr auszuhalten. Da — was war das? Wie ein Blitz schlug es ihr durch alle Glieder; sie hatte unter sich die eine Thür der Kramstube knarren hören; aber in demselben Augenblick — denn ihre Beine waren zuckend hintenaus gefahren — stürzte auch der Bettschirm mit Gepolter auf sie herab. Mit dem Kopfe hatte sie die Tapetenbekleidung durchstoßen, und er steckte nun darin wie in einem mittelalterlichen Folterbrette. Eine Katze sprang von einem nebenstehenden Schrank und pustete sie an.

„Pust' nur!" sagte die Alte. „Ich werde auch pusten!"

Sie hatte genug gehört; und noch dazu, einen heilsamen Schreck mußte es denen da unten doch gegeben haben; bis morgen würde der schon vorhalten und — übermorgen, da sollte vorher schon noch was Anderes passiren! Noch einmal horchte sie, und da nichts sich hören ließ, zog sie behutsam ihren Kopf heraus und kroch zurück in ihre Kammer.

Aber die Pläne, einer noch gewaltsamer als der andere, die ihren Kopf durchkreuzten, ließen sie nicht

schlafen. Zehnmal warf sie ihr Kopfkissen herum, sie zerwühlte ihr ganzes Bett und wußte bald nicht mehr, ob sie in der Länge oder in der Quere lag. Als endlich der erste Dämmerschein durch die kleinen Fensterscheiben fiel, saß sie, wirklich einem Schuhu nicht unähnlich, zusammengekauert im Fußende des Bettes. Die Spitze ihrer krummen Nase zuckte auf und ab, die Augenlider mit den grauen Wimpern schossen gichterisch über die offenstehenden Pupillen. Es sah überhaupt aus wie in einem Eulennester; in der Kammer umher lagen die Bettfedern wie von kleinen zerrissenen Vögelchen. Aber die alte Caroline war fertig mit ihrem Plane. „Der gerade Weg der beste!“ brummte sie und stieg — so weit waren ihre Gedanken über die nächsten Dinge hinaus — mit dem linken Bein zuerst aus ihrer Bettstatt.

— — Als Julie am Morgen in die Küche kam und das kümmerliche Aussehen der Alten bemerkte, fragte sie dieselbe theilnehmend, ob sie etwa keine gute Nacht gehabt habe?

Caroline, die am Tische bei ihrem Frühstück saß, pustete erst ein paar Mal in den heißen Kaffe; dann,

als spräche sie es nur gegen die Wände, aber mit deutlicher Betonung sagte sie:

„Es hat Mancher schon eine schlechte Nacht gehabt, der doch mit Ehren seinen Kopf aufs Kissen legte."

„Nun, das thut Sie ja gewiß, Caroline," erwiederte das Mädchen lächelnd; „aber Sie hat es vielleicht auch oben bei sich spuken hören?"

„Ich dachte, es hätte unten gespukt!" sagte die Alte, ohne aufzublicken.

„O, das war ich, Caroline; ich holte noch etwas aus der Kramstube."

„Um Glock' Eins? Ich meinte, die Mamsell sei schon um halb Elf nach ihrem Zimmer gegangen!"

„Aber ich besserte noch an meinen Kleidern."

Die Alte nickte. „Ja, die Mamsell hat auch eine recht ordentliche Mutter, und auch eine recht sittsame Mutter, die ihren Kindern gewiß kein schlecht Exempel giebt."

„O, niemals, Caroline! Ich habe eine gute Mutter." Julie fühlte eine Anzüglichkeit des Tones heraus, aber sie sann vergebens nach, wohin das ziele.

Mittlerweile hatte die Alte ihre Tasse zurückge-

schoben und griff schon wieder nach Schaufel und Feuerzange.

„Ich hab' heute Vormittag noch einen Gang zu thun," sagte sie, indem sie frischen Torf ins Herdloch warf; „nicht für mich, es ist um anderer Leute willen. Die Kartoffeln sollen auch schon vorher geschält sein."

„Gewiß, Caroline; Sie wird ja nichts darum versäumen."

„Nein," sagte die Alte, „es soll, so Gott will, nichts versäumt werden."

Und richtig, nach kaum einer Stunde hatte Caroline, welche sonst fast nie das Haus verließ, ihren großen schwarzen Taffethut aufgebunden; und so, einen blau carrirten Regenschirm unter dem Arm, sah Julie von dem Wohnstubenfenster aus sie die Straße hinabsegeln.

Eine Weile später schaute auch Juliens junges Antlitz aus einem schwarzen Sammethütchen, und nachdem sie der Scheuerfrau, die auf dem Flur ihr Sonnabendswerk verrichtete, das Nöthige anempfohlen hatte, verließ sie ebenfalls das Haus und trat bald darauf in eine am Markt gelegene Ellenwaaren-

handlung. Als der Ladendiener mit seinem verbindlichen „Was steht zu Diensten" sich zu ihr hinüberbeugte, legte sie das verhängnißvolle Schnupftuch auf den Ladentisch: „Das Dutzend ist unvollständig geworden; Sie haben doch noch mit solcher Kante?"

Er hatte noch mit solcher Kante, und mit fliegenden Fingern war das Tuch abgerissen und eingewickelt.

Nein, sie hatte sonst nichts zu befehlen; sie war schon wieder draußen, froh über das hergestellte Dutzend, ihren Einkauf in der Tasche. Ein Weilchen stand sie und blickte die lange Straße hinauf, bei sich bedenkend, ob sie noch eine „Stippvisite" bei ihrer Mutter wagen dürfe, die droben in einer Quergasse wohnte. Nun aber sah sie von dort die alte Caroline in die Hauptstraße einbiegen und in voller Arbeit mit Regenschirm und Taffethut nach dem Markt herunter steuern. Ein Lächeln flog über das Gesicht des Mädchens. „Nein, nein!" sagte sie bei sich selber; „nun geht's nicht, nun wird mit allen Händen angegriffen!" Und munter schritt sie die Marktstraße hinab, dem Hause des Vetters zu, das

jetzt ja ihre Heimath war. Sie bemerkte dabei gar nicht, daß ein kleines Schutzengelchen mit weißen Schwingen, lächelnd, wie sie vorhin gelächelt hatte, auf dem ganzen Wege über ihrem Haupte flog.

* * *

Oben in seinem Studirzimmer saß der Vetter im Vollgefühl des freien Sonnabendnachmittags, eine Tasse Kaffee neben sich, die Zeitung vor der Nase. Freilich las er nicht allzu eifrig, denn unter ihm im Wohnzimmer saß jetzt, wie er wußte, das treffliche Mädchen und nähte seinen Namen in das neue Schnupftuch; ja, selbst der Lehnstuhl, worin er saß, war von ihrer kleinen Hand gepolstert. Das Alles kam ihm zwischen seine Zeitung.

Da that sich die Thür auf; Caroline trat herein und meldete die Madame Hennefeder.

„Führen Sie die Frau Hennefeder zu ihrer Tochter!" sagte der Vetter.

„Aber sie wünscht den Herrn selber zu sprechen!" Und in der rauhen Stimme der Alten glänzte so etwas, das den Vetter stutzen machte.

Er blickte von seiner Zeitung auf. „Warum sieht

Sie denn so vergnügt aus, Caroline?" fragte er. „Sie hat ja ganz blanke Augen!"

„Ich bin nicht vergnügt, Herr Doctor."

„Nun, so bitte Sie Madame Hennefeder sich herein zu bemühen!"

Die kleine runde Frau, welche draußen vor der Thür gewartet hatte, wurde fast mit etwas liebender Gewalt von Caroline in des Vetters Studirzimmer hineingeschoben. Sie schien in großer Aufregung, die künstlichen Kornblumen unter ihrem Hute zitterten heftig; auf des Vetters Einladung, Platz zu nehmen, setzte sie sich nur auf die eine Ecke des angebotenen Stuhles.

Caroline warf der offenbar verzagten Frau einen halb ermuthigenden, halb unwilligen Blick zu, aber es gab keinen Vorwand zu längerem Verweilen. Sie ging hinaus, schlurfte die paar Schritte bis zur Treppe und blieb dann wieder unschlüssig am Geländer stehen. Noch einmal und aus purer Neugierde horchen, das wollte sie denn doch nicht! Die Madame Hennefeder, der sie den ganzen Umstand aufgeklärt hatte, würde ja schon den Mund aufthun; sie war sonst als eine tapfere Frau bekannt, sie werde ja auch hier kur-

zen Proceß machen und das Mädchen aus dem Hause nehmen. — Aus diesen Gedanken wurde die Alte durch den scharfen Klang der Glocke aufgeschreckt, die, aus des Doctors Zimmer führend, jetzt gerade über ihrem Kopfe läutete.

Als sie nach einer Weile hereintrat, da saß Frau Hennefeder und hatte beide Augen voll Thränen; der Herr Doctor stand noch, den Griff des Klingelzuges in der Hand. „Frau Hennefeder," sagte er, „läßt Fräulein Julie bitten, zu uns herauf zu kommen."

Caroline suchte in dem Gesicht ihres Herrn zu lesen. Wie stand die Sache? Es war etwas in den Augen ihres kleinen Christian, das ihrer und der mütterlichen Erziehung Hohn zu sprechen schien. Aber es half nichts, sie mußte den erhaltenen Auftrag ausrichten. Und bald darauf flog ein junger elastischer Tritt die Treppe hinauf und verschwand oben in des Vetters Studirzimmer; die alte Caroline blieb im Unterhause und wanderte unstät, viel unverständliche Worte bei sich murmelnd, zwischen Küche und Hausflur auf und ab.

Da stürmte es die Treppe herunter. Es war der

Doctor; sie sah ihn noch eben die Hausthür hinter sich zuwerfen; dann war er fort und sah nicht einmal, wie seine alte Caroline stumm und rathlos auf ihrem Küchenstuhl zusammensank. Denn eilig schritt er die Straße hinab, einmal rechts, dann wieder links und dann in das Haus des Onkel Senators. Ohne anzuklopfen trat er in dessen Privatcomtoir.

„Christian, mein Junge," sagte der alte Herr, indem er von seinen Büchern aufblickte, „was hast du? — Bist du es denn aber auch selber? Du strahlst ja wie die Morgensonne!"

„Ich weiß nicht, Onkel; aber ich habe dir etwas Außerordentliches mitzutheilen."

„So setze dich auf diesen Stuhl!"

„Nein, Onkel, ich danke; es ist nicht zum Sitzen."

„Nun, so kannst du stehen! Ich aber darf doch wohl in meinem Schreibstuhl bleiben. So — und nun rede, wenn du magst!"

Der Vetter holte ein paar Mal recht tief Athem.

„Du weißt es, Onkel," begann er dann, „ich bin eigentlich ein verwöhnter Mensch; mein seliger Vater —"

„Ja, ja, mein Junge, das war ein guter Mann; aber was denn weiter?“

„Dann, Onkel, war bis vor wenigen Jahren noch meine Mutter da, und als die starb — siehst du! auch die alte Caroline hat es immer gut mit mir gemeint.“

Der Onkel sprang von seinem Sitze auf und legte beide Hände auf des Vetters Schultern. „Christian,“ sagte er, „du bist eine Seel’ von einem Menschen! Aber, was denn nun noch weiter?“

„Nur, Onkel, daß ich heute ein vollständiges Glückskind geworden bin! Die Frau Hennefeder —“

„Was? Auch die, mein Junge?“

„Aber, so höre doch nur! Frau Hennefeder, sie kam vorhin zu mir; sie wollte mich persönlich sprechen; aber ich weiß noch diese Stunde nicht, was die gute Frau eigentlich von mir gewollt hat; zwar wir sprachen allerlei zusammen, doch ich bin gewiß, daß wir uns Beide nicht verstanden haben. Dann aber sagte sie seltsamer Weise, und ich habe noch immer nicht begriffen, wie sie dazu veranlaßt werden konnte, von solchen Dingen zu mir zu reden, — sie könne ja nicht erwarten, sagte sie, daß ich eine Tochter von mei-

nes Onkels Comptoiristen heirathen werde, was denn doch offenbar nur auf Julie verstanden werden konnte."

„Nein," sagte der alte Herr mit schelmischer Trockenheit, „das konnte sie freilich nicht erwarten."

Der Vetter stutzte einen Augenblick. „Doch, Onkel," sagte er, „sie konnte es erwarten. Denn ich für mein Theil hatte nun genug verstanden. Heirathen! Julien heirathen! Siehst du, Onkel, wie ein Sonnenleuchten fuhr es mir durch's Hirn; das war es ja, was mir trotz dreistündigen Rauchens gestern Nacht nicht hatte einfallen wollen. Ein rechter Uebermuth des Glückes überfiel mich; ich zog resolut die Klingelschnur, und auf mein Ersuchen trat nun Julie selbst ins Zimmer."

„Und das Mädchen hat dir keinen Korb gegeben, Christian?"

„Doch, beinahe, Onkel!" erwiederte der Vetter, und ein Lächeln der vollsten Lebensfreude überzog sein hübsches Antlitz; „denn als ihre Mutter jene heikle Frage an sie that, nämlich, ob sie meine, des Subrectors Christian, Ehefrau werden wolle, da schlug sie die Augen nieder und stand, mir zum höchsten

Schrecken, eine ganze Weile ſtumm und wie betäubt; nur ihre kleinen Hände falteten ſich in einander. Dann aber, zu meinem Glücke, öffneten ſich ihre Lippen und: „O bitte, wenn Sie nichts dagegen haben,“ tönten aus dem roſigen Thore ihres Mundes zwar leiſe, aber in entzückender Deutlichkeit jene Worte, die ich bisher nur in ſtummer Schrift in ihren lieben Augen geleſen hatte. Und nun — wenn auch Alles feſt und unwiderruflich iſt für die kurze Ewigkeit dieſes Lebens, mein lieber alter Onkel, ſo frage ich dich doch: Haſt denn du etwas dagegen?“

„Ich? Nein, mein Junge!“ Und der alte Herr ſchloß ſeinen Neffen feſt in ſeine Arme. „Aber, Chriſtian, was werden die Großtante und die alte Caroline dazu ſagen?“

* * *

Die Großtante, in Folge der geſchickten Vermittelung des Onkels und des Wohlgefallens, das ſie an dem Mädchen ſchon vordem gefunden hatte, ſagte freilich nicht allzu viel. Bedenklicher war es auf der anderen Seite; denn während Obiges im Hauſe des Onkels geſchah, ſtand in des Vetters Küche die

kleine runde Madam Hennefeder, die Augen noch immer in Freudenthränen schwimmend, vor der alten Caroline, deren beider Hände sie sich bemächtigt hatte, und rief Eins über das Andere: „Alles in Ehren, Caroline, Alles in Ehren!“ und dankte ihr in überströmenden Worten für ihre freundschaftlichen und rechtzeitigen Bemühungen in dieser delicaten Angelegenheit.

Die Alte sagte gar nichts; nur ihr großer Kopf begann allmälig und immer gewaltsamer zu zittern und zu nicken, als würde er durch im Innern heftig arbeitende Gedanken in Bewegung gesetzt, welche vergebens die Erlösung des lebendigen Wortes suchten. Die gute Madame Hennefeder wurde von der unheimlichen Vorstellung befallen, die alte Caroline könne sich am Ende noch den schweren Kopf vom Rumpf herunternicken. Allein plötzlich hatte diese ihre Sprache wieder gefunden. „So,“ sagte sie, „so wird man aus dem Hause gestoßen! Aber mein Abschied ist heute noch geschrieben!“

— — Er wurde nicht geschrieben. War es nun die Macht der Thatsachen oder die Liebe für ihren kleinen Christian und für die Wände seines

Hauses, die alte Caroline blieb als zwar grimmiger, aber getreuer Hausdrache auf ihrem Posten. Eine Zeit lang waltete sie sogar wie einst allein im Hause; denn Julie war, bürgerlicher Sitte gemäß, in die Obhut ihrer Mutter zurückgekehrt, bis sie der ihres Mannes übergeben würde.

Dann, im wunderschönen Monat Mai, im Hause des Onkels, gab es eine Hochzeit. Mit Goldregen und Syringen war das Haus geschmückt, auf allen Wänden lag der Frühlingssonnenschein; im Hafen flaggten alle Schiffe. Und Niemand war vergessen; Küster und Organisten, Nachtwächter und Armenvogt, Alle hatten ihren silbernen Freudengruß empfangen; an der Hochzeitstafel aber waltete zur besonderen Genugthuung des Onkels und aus aller Dienerschaft hervorragend, die alte Caroline in ihrer Rosaflügelhaube. Die Braut durfte keine Schüssel aus einer anderen, als aus ihrer Hand empfangen; weiter jedoch dehnte sich ihre Gunst nicht aus; die kleine Madame Hennefeder, die strahlend an des Onkels Seite saß — sie gönnte ihr alles Gute; im Uebrigen — das konnte Niemand von ihr verlangen!

— — Und die Stunden flogen. Lind war die

Nacht; drüben in der anderen Straße um das alte Familienhaus stand einsam und dufterfüllt der Garten. Da klirrte die Pforte; es war der Vetter mit seinem jungen Weibe. Der Nachthauch säuselte in den Zweigen, oder waren es nur die Blüthen, die aus der Knospenhülle drängten? Wie durch Adam's Bäume vor tausenden von Jahren, so schien auch heute noch der Mond.

Als Hand in Hand das junge Paar die Schwelle seines Hauses überschritt, hörten sie draußen von der Gasse den alten Matthias singen:

„Wie schön ist Gottes Welt,
Und jedes seiner Werke!"

* * *

Vier Jahre sind seitdem verflossen. In dem alten Hause springt jetzt zwischen Christian und Julien ein kleinerer Vetter über Trepp' und Gänge, ein allerliebster Bursche. Freilich ist er nicht ganz wie seine Mutter, denn er bittet nicht immer und hat oft sehr viel dagegen. Auf der alten Caroline reitet er sogar, wie Amor auf dem Tiger; man sieht es leicht, er hat sie ganz und gar gezähmt. Es thut ihr gut, der Al-

ten, daß sie ihren Ueberwinder gefunden hat, sie ist ganz heiteren Gemüths geworden; ja, wenn die Sonne in das Küchenfenster scheint, so kann man mitunter von dort aus einen grunzenden Gesang vernehmen, der zu dem Sausen des Theekessels keine üble Begleitung macht.

— — Aber es ist acht Uhr! Frau Julie erwartet mich an ihrem Theetisch; ich soll ihr beistehen gegen ihren Mann, damit er sich nicht auch noch in die Volksbank wählen lasse. Er wird ihr gar zu regsam, der Vetter, er hat seine Augen und Hände jetzt allenthalben. Frau Julie in ihrer Herzensunschuld ahnt vielleicht nicht, daß sie der Urquell dieses Lebens ist; aber, nichts destoweniger, für ein paar Abende der Woche meint sie doch das Recht auf ihren Mann zu haben.

Und also, lieber Leser, gehab' dich wohl!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storm, Theodor,

Theodor Storm's Sämmtliche (ab Bd. 7: gesammelte) Schriften 19 Vol

Bd.: 7

Braunschweig 1877
P.o.germ. 1426 fh-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11359908-2